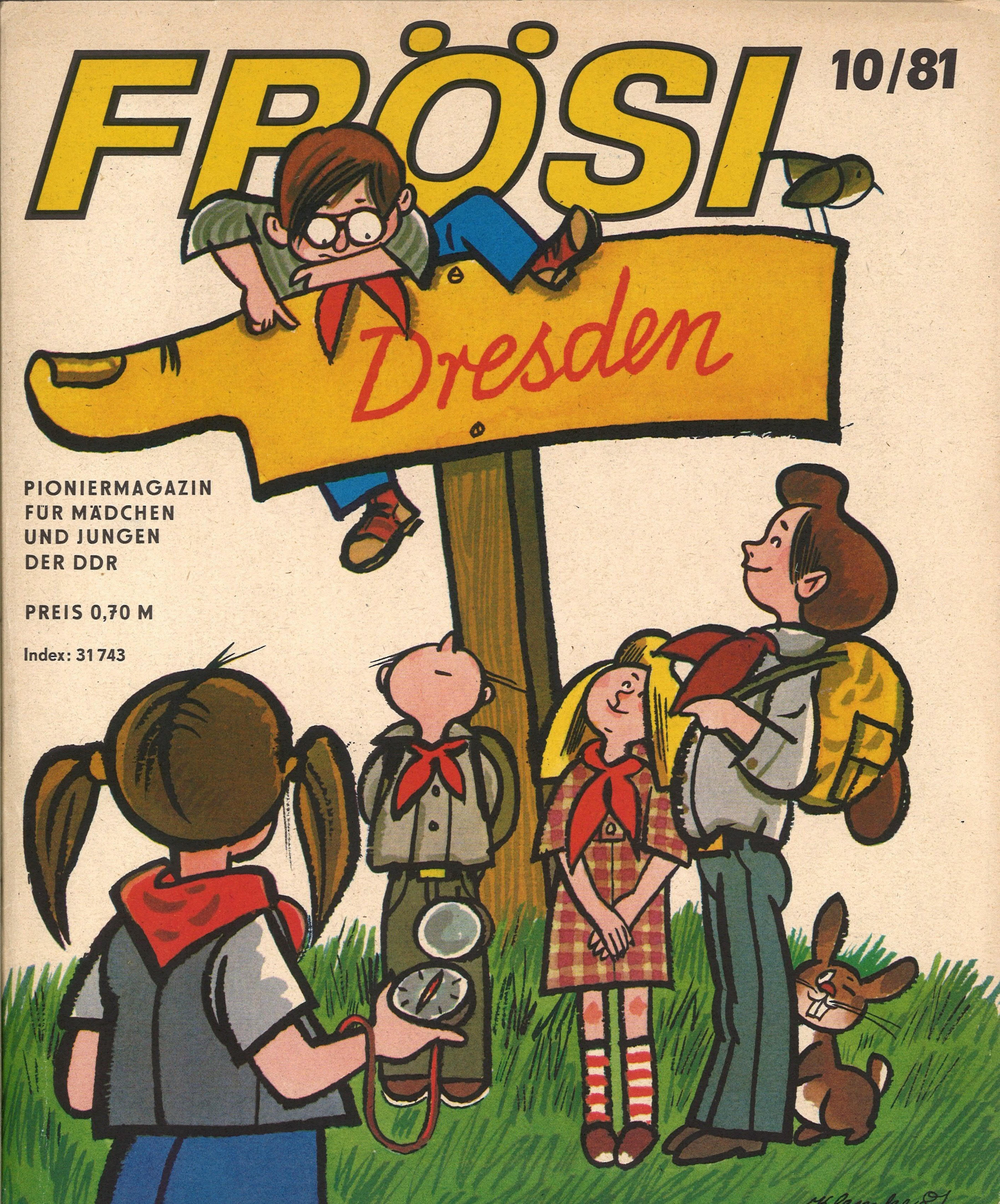
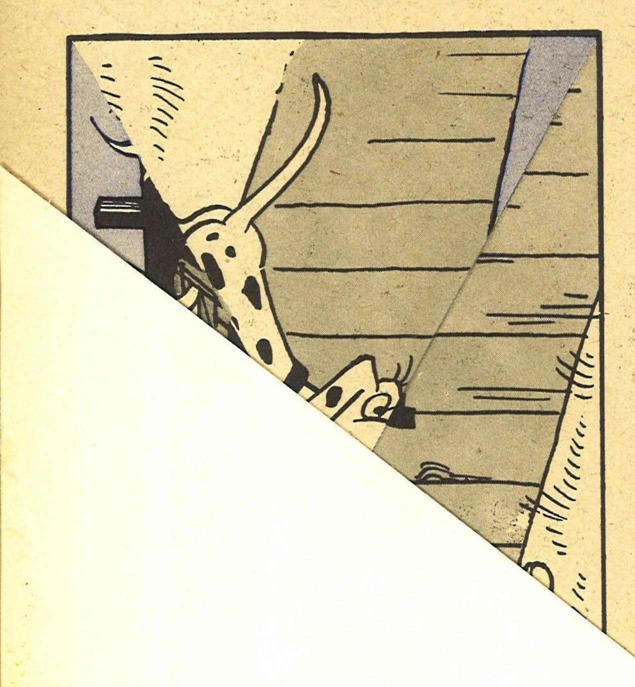

FRÖSI
10/81
Dresden
PIONIERMAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
Index: 31 743

Drei aus zwölf – ein Knobel-Knüller!



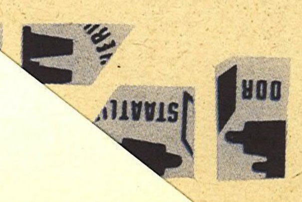
Leider ist unser Grafiker Horst Alisch nicht dagegen versichert, daß ihm irgendwer mit einer großen Schere seine Zeichnungen zerschnippelt. Deshalb müßt ihr ihm helfen!

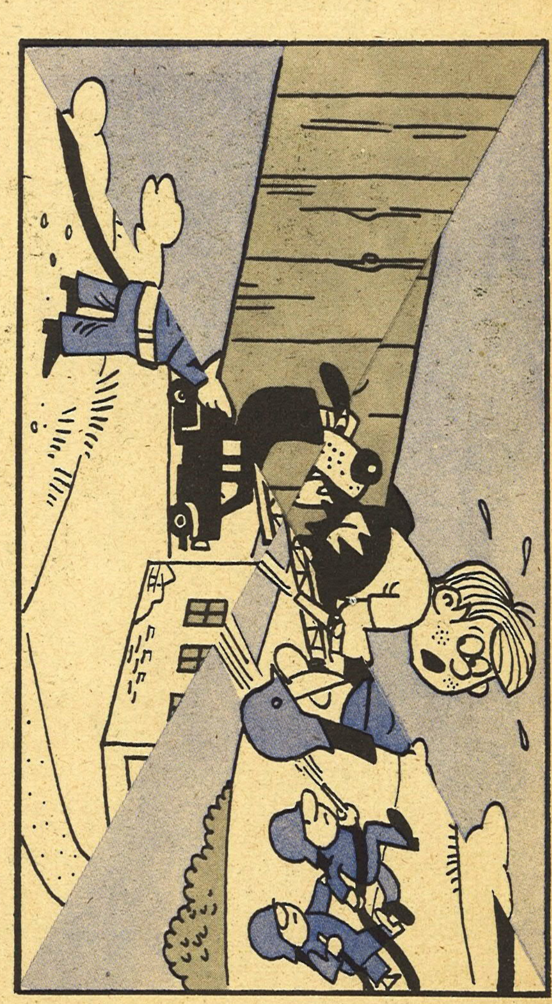
Zerschneidet die einzelnen Zeichnungen auf dieser und der 4. Umschlagseite diagonal, so daß jeweils 4 Dreiecke entstehen, und legt sie richtig zusammen. Dann werdet ihr unschwer erkennen, daß in Pumpelwitz bei Sorgloshausen ganz schön was los war. Aber zum Glück sind alle Pumpelwitzer versichert!

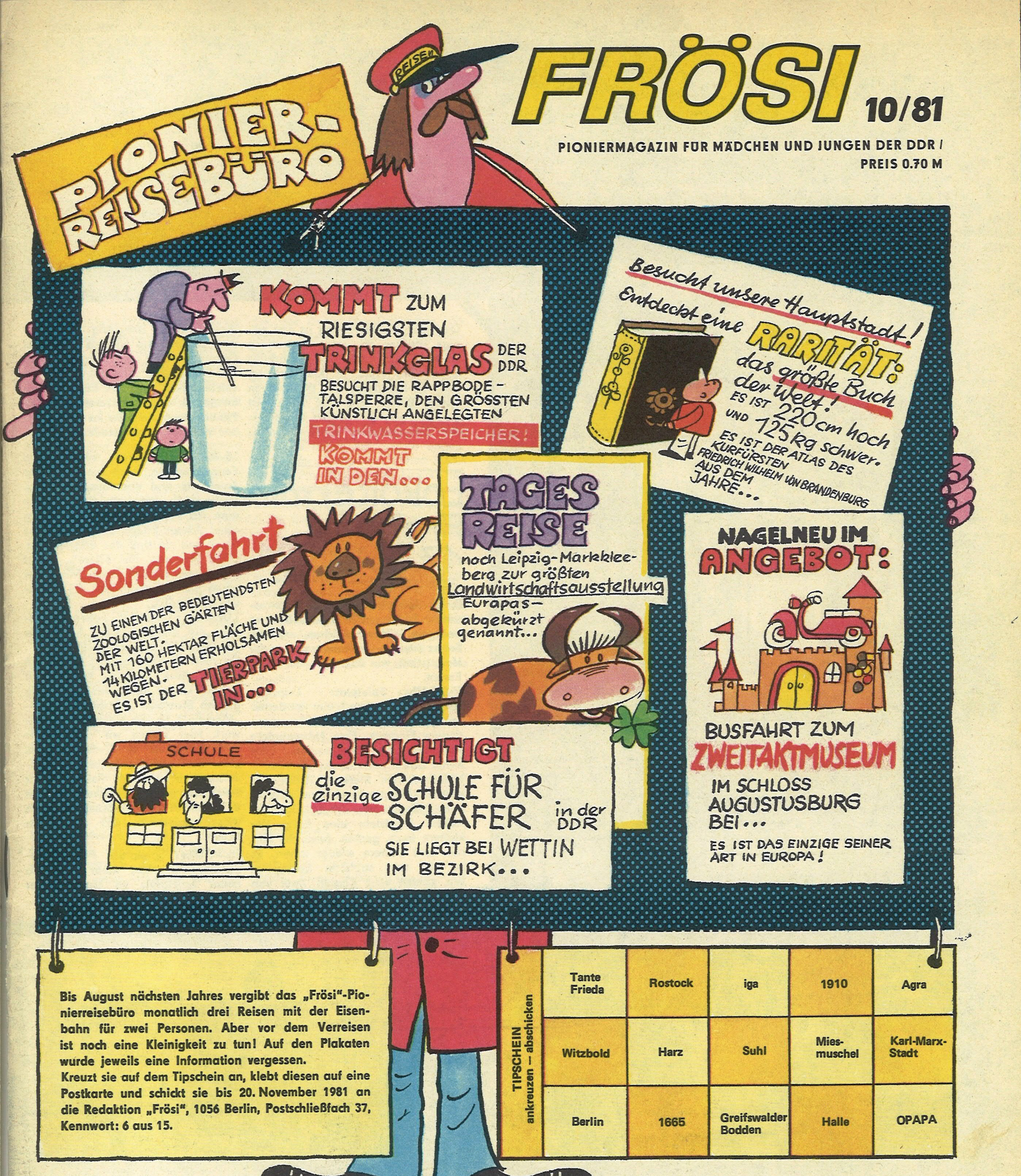
Schneidet die Postkarte auf der 4. Umschlagseite aus, schreibt euren Absender darauf und verziert sie mit einer Briefmarke. Aber noch nicht abschicken, denn ihr müßt noch unsere Frage beantworten:

Nennt mindestens drei verschiedene Versicherungen, die unsere Pumpelwitzer abgeschlossen haben müssen, damit sie neben dem Schaden nicht noch das finanzielle Nachsehen haben. Aber aufgepaßt! – Versicherungen helfen nicht nur im Schadensfall, sie sorgen auch für zusätzliches „Kleingeld" bei erfreulichen Ereignissen.

Und wenn diese Frage zu unserer vollen Zufriedenheit beantwortet wurde und auf eurer Postkarte [illegible]erdem noch das zusammengesetzte Mini-Puzzle, [illegible] unter dem Text zu finden ist, klebt, dann [illegible]te Aussichten, einen der vielen Preise und [illegible] gewinnen.



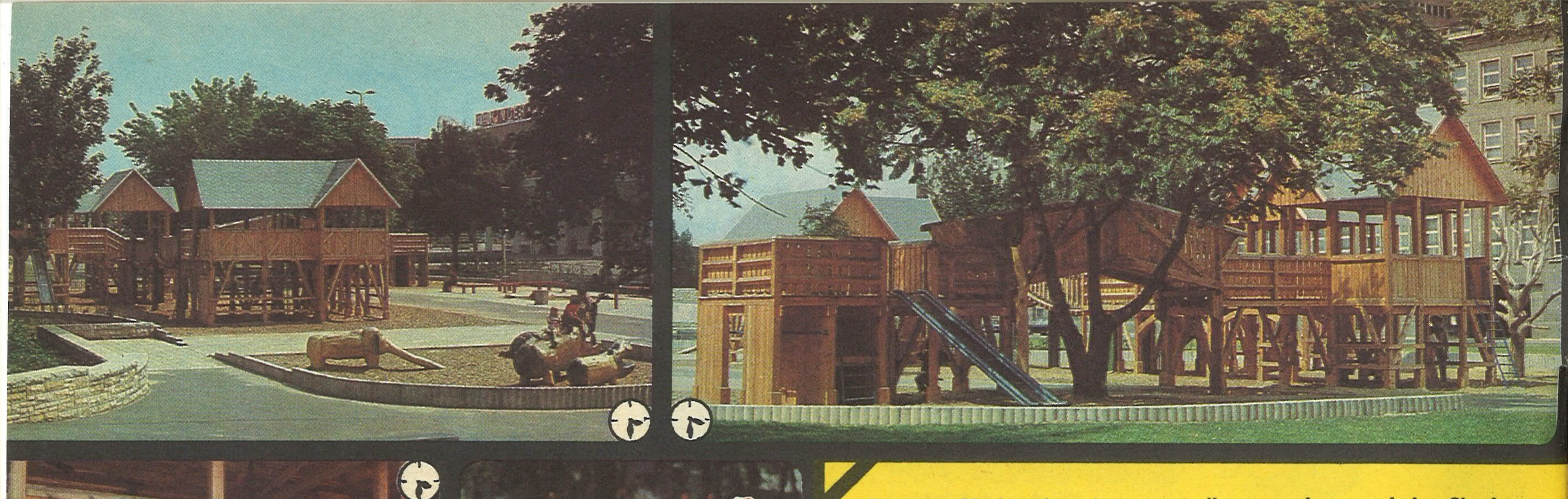


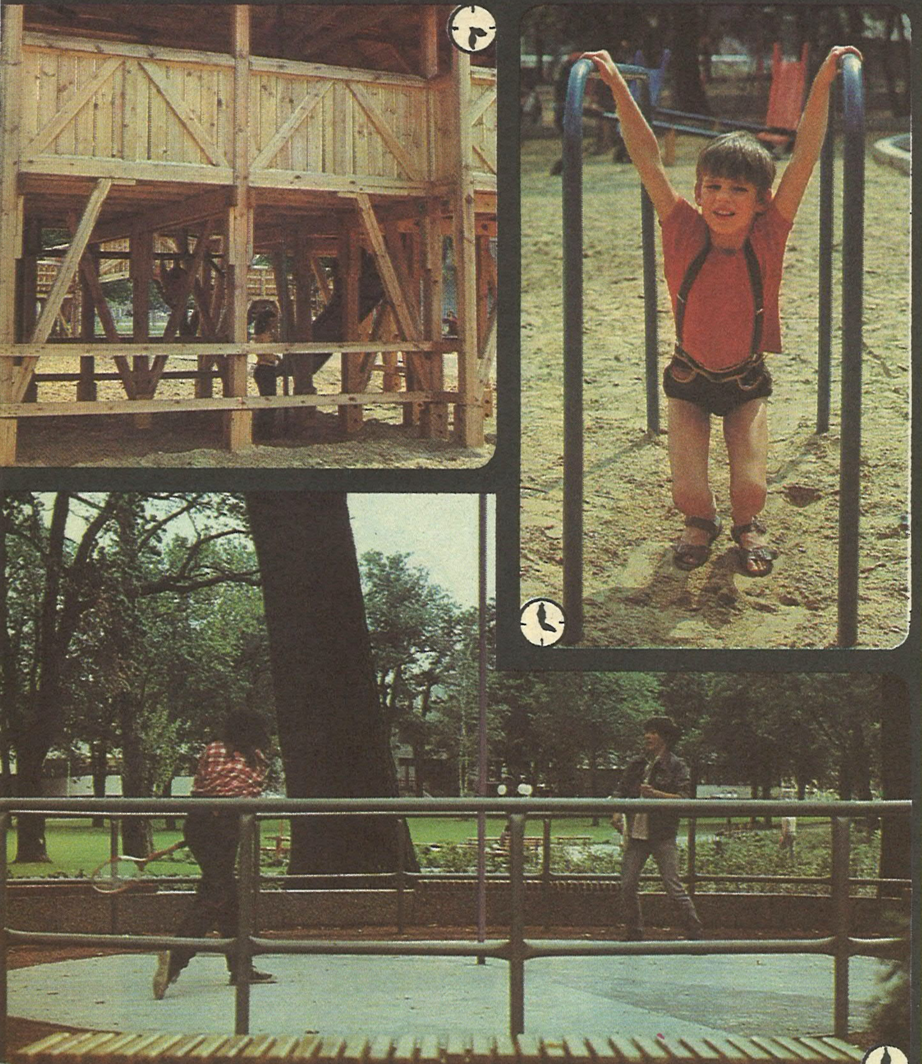


Bis August nächsten Jahres vergibt das „Frösi"-Pionierreisebüro monatlich drei Reisen mit der Eisenbahn für zwei Personen. Aber vor dem Verreisen ist noch eine Kleinigkeit zu tun! Auf den Plakaten wurde jeweils eine Information vergessen.
Kreuzt sie auf dem Tipschein an, klebt diesen auf eine Postkarte und schickt sie bis 20. November 1981 an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: 6 aus 15.

TIPSCHEIN ankreuzen – abschicken

Tante Frieda	Rostock	iga	1910	Agra
Witzbold	Harz	Suhl	Mies-muschel	Karl-Marx-Stadt
Berlin	1665	Greifswalder Bodden	Halle	OPAPA





Der neue Pionierauftrag ist erst wenige Wochen alt. Einen Textauszug möchten wir euch ins Gedächtnis rufen: „Im Hort, in Kindergärten, auf Spielplätzen, in Wohnungen älterer Bürger und auf Höfen ist Eure Tat gefragt." In den vergangenen Sommerferien wollten wir es genau wissen. Wir trafen uns zum

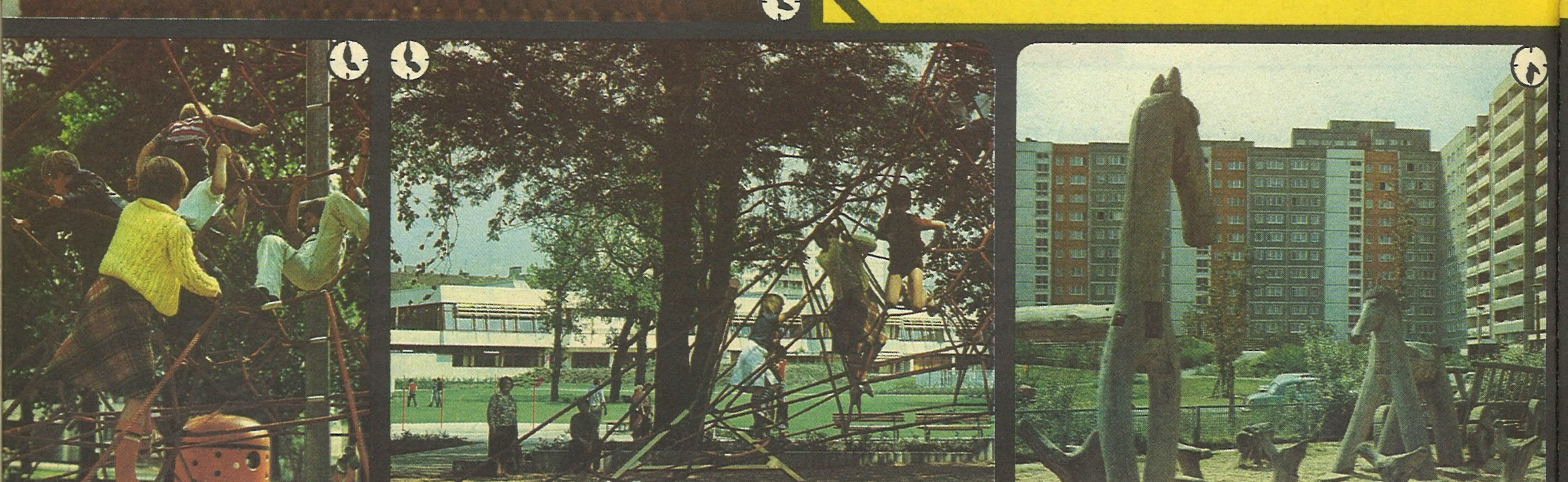
Lokaltermin Freitag, 17. Juli 1981

Es ist Spielplatzwetter. Die Temperaturen liegen um 22 Grad Celsius, es weht ein leichtes Lüftchen, und die Sonne scheint – außerdem sind in der Hauptstadt, wie überall in der DDR, Ferien.

15.30 Uhr: Spielplatz Leipziger Straße. Ein neuer, ein moderner Spielplatz. Er macht einen sehr romantischen Eindruck. Eine Hängebrücke verbindet die Pfahlbauten. Fünf Meter davon entfernt ein Mini-Zoo – Holztiere zum Klettern. Tischtennisplatten, Wippen und eine Rutschbahn. Gegenüber erhebt sich aus hellem Sandstein eine Burg. Wir klettern hoch, gucken durch die Zinnen und klettern wieder runter. Es ist ein sehr sauberer Spielplatz! Wir zählen acht Kinder. Zwei von ihnen werden neugierig. Sie kommen zu uns und wir mit ihnen ins Gespräch. Grit und Kerstin heißen sie. Beide sind zehn Jahre alt. Sie spielen gern hier. Am liebsten Einkriegezeck und Verstecken auf den Pfahlbauten. Vielmehr ist ihnen bisher noch nicht eingefallen.

16.00 Uhr: Spielplatz hinter dem Freizeitzentrum. Auch ein moderner Spielplatz und ebenfalls nagelneu. Heike (14) und Lutz (16) spielen eine Art Tennis, wobei der Ball an einer Schnur hängt. Es macht ihnen Spaß und sie sind des öfteren hier. „Das ist was für ältere", meint Heike und serviert ihrem Mitspieler einen Schmetterball. Lars (8) schaukelt am Gerüst.
„Gefällt es dir hier?", wollen wir wissen. „Na, klar", sagt er, „besonders da drüben. Kommt mal mit!"
Da steht ein Klettergerüst aus dicken Seilen. Auch Thomas, Katrin und andere Kinder turnen hier durch die großen Maschen. „Macht's Spaß?" – „Mächtig!" ist die einstimmige Antwort. Hier wollen wir wissen, wer den Spielplatz in Ordnung hält. „Na, bestimmt die Leute vom Freizeitzentrum", meint Reiner, „der Spielplatz gehört ja dazu." Da hat er recht. Und in Ordnung ist auch dieser Spielplatz, das muß man sagen.

16.30 Uhr: Spielplatz Paul-Junius-Straße. Ein nicht mehr ganz so neuer Spielplatz im Lichtenberger





Neubaugebiet. Hier gibt es keine „Leute vom Freizeitzentrum", aber der Platz sieht trotzdem recht gepflegt aus. Allerdings entdecken wir keine Kinder, die hier spielen.

16.40 Uhr: Noch einmal Spielplatz Paul-Junius-Straße, 200 m weiter. Beinahe hätten wir den übersehen. Dabei stehen noch die Überreste von zwei Wippen und ein farbloses Klettergerüst da. Auch Buddelkästen könnten hier mal gewesen sein. Zumindest erinnern zwei quadratische Löcher an bessere Zeiten, die der Spielplatz ohne weiteres erlebt haben muß.

17.00 Uhr: Spielplatz Proskauer Straße. Abgesehen davon, daß sich der Elefant bereits die Zähne abgestoßen hat, liegen Scherben herum. Und nicht wenige. Vom Papier wollen wir nicht reden, denn daran können sich die Kinder zum Glück nicht verletzen. Hier spielen nur kleinere, fünf bis sechs Jahre alt. Die haben die Flaschen sicher nicht zerschmissen. Also scheinen auch ältere diesen Spielplatz zu nutzen!

17.30 Uhr: Spielplatz Boxhagener Platz. Hier sind viele Muttis und Vatis mit ihren Sprößlingen. Hier ist Betrieb. Besonders gut gefällt uns die Rückwand des kleinen Trafohäuschens. Hier erfährt man zum Beispiel, daß Kalle „doof" ist und daß auch schon Union-Anhänger vorbeigekommen sind. Hier wird man über vieles informiert. Die Kinder, die da im Sand buddeln, die können bestimmt noch nicht schreiben, und auch bei den Eltern entdecken wir keine Farbtöpfe.

Wer also könnte die bunten Texte verfaßt haben? Vielleicht die Kurzsichtigen, die mit Gewalt durch den Zaun sind, weil sie die Eingänge übersehen haben?

18.00 Uhr: Spielplatz Simon-Dach-Straße. Nur Eingeweihte können ihn hinter struppigen Büschen finden. Und das ist gut so! Die Tischtennisplatte sieht sehr geknickt aus. War es ein besonders scharfer Schmetterball? Wir wissen es nicht!

Aber eines wissen wir genau: Unser Staat gibt jährlich sehr viel Geld aus, um neue Spielplätze zu errichten und alte zu erhalten! Helft alle mit, zu pflegen, was oft mit sehr viel Liebe, Arbeit und Geld aufgebaut wurde, um euch und euren Geschwistern die Freizeit angenehmer zu machen.

Wir warten auf eure Post! Schreibt uns, wie es auf euren Spielplätzen aussieht, ob ihr sie in Ordnung haltet, wie dort gespielt wird und was dort los sein könnte. Unsere Anschrift: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Kennwort: Lokaltermin.

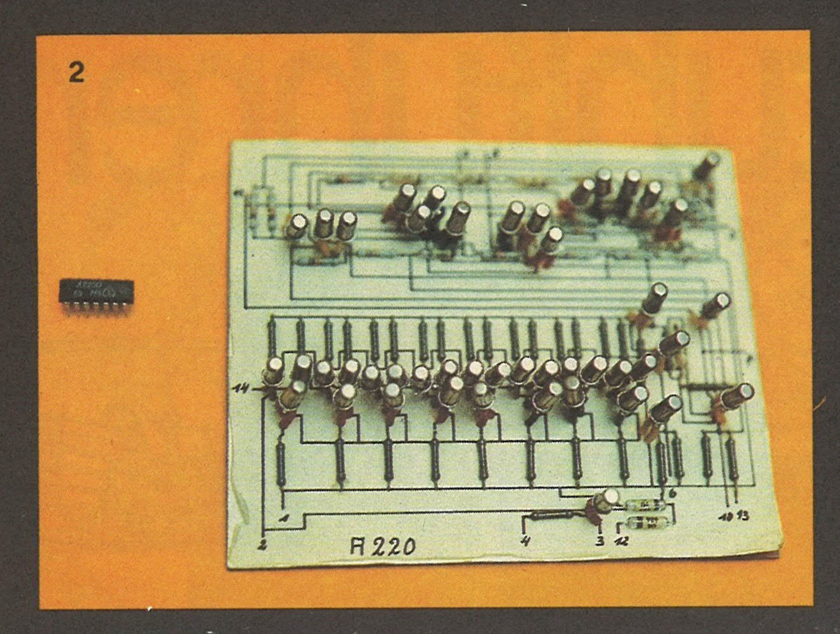
Text: Frank Frenzel
Fotos: Jürgen Schumacher

Mikro-RIESEN

Text: Heinz Schulz
Fotos: Wolfram Schmidt



1



1. So war der Entwicklungsweg: Große Röhre – kleine Röhre – Transistor – Integrierter Schaltkreis. Es geht weiter: Immer mehr Einzelbauelemente auf ein Chip, immer zuverlässiger in der Funktion.

2. Ein Größenvergleich: Die Schaltung des IS A 220 in diskreter Bauweise auf einer Leiterplatte montiert. Die Materialeinsparung ist deutlich ersichtlich.

3. Silizium-Einkristall – das Grundmaterial für die Herstellung von Transistoren und Integrierten Schaltkreisen. Die Scheiben werden aus dem Einkristall herausgesägt. Auf jede der Scheiben können über 1 000 IS aufgebracht werden.

4. Herren-Quarz-Armbanduhr mit digitaler Flüssigkeitskristall-Anzeige. Außer Stunden, Minuten und Sekunden werden noch das Datum und der Wochentag angezeigt. Eine Stop-Uhr ist außerdem eingebaut. Alles auf einem hochintegrierten Schaltkreis!





„Atomino, kannst du uns erklären, was Mikroelektronik ist?" Diese Frage stellten mir, sozusagen aus heiterem Himmel herab, auf der Spielstraße Micha, Kalle und Nina und schauten mich gespannt an. Da kam ich doch bei meinen etwas stotternden Erklärungen mächtig ins Schleudern und mußte schließlich resigniert feststellen: Ich weiß es auch nicht.
Also: Beschluß – einstimmig: Die Sache mit der Mikroelektronik wird unter unsere Spürnase genommen. Auf, zu den klugen und geschickten Elektronikern im VEB Halbleiterwerk in Frankfurt (Oder). Was wir dort zu sehen und zu hören bekamen, ehrlich, uns blieb sogar die sonst so große „Klappe" offen stehen.
Zuerst erklärte man uns, daß der Weg zur Mikroelektronik bei den Riesenröhren begann, die mit der Zeit immer kleiner wurden, bis 1948 die Transistoren sie zum größten Teil ablösten. 1960 gab es dann die ersten Integrierten Schaltkreise (IS). Das war das Geburtsjahr der Mikroelektronik. Heute werden hier in diesem großen Betrieb jährlich viele Millionen IS hergestellt und immer neue, immer leistungsfähigere entwickelt.
Am meisten machte uns dann die Winzigkeit zu schaffen. Stellt euch vor, hier rechnet man nach Mikrometern! Ein Chip – so nennt man dieses kleine Schnipsel aus Silizium – hat nur die Länge von 1 bis 4 mm, und da soll nun auf so einem kleinen Ding eine komplette Leiterplatte, z. B. für einen Fernsehapparat drauf sein!
Micha wollte und wollte das nicht in den Kopf. Erst als man uns das kleine Ding unter dem Mikroskop zeigte, erkannten wir Hunderte, ja Tausende Einzelbauelemente dieser Schaltungen. Wir haben vielleicht gestaunt! „Mächtig, gewaltig!" sagten wir dann, als wir, was ganz selten vorkommt, die Produktion besuchen durften.
Und dann sollten Micha, Kalle und Nina ihre frisch gewaschene und gebügelte Pionierkleidung ausziehen, weil die nicht sauber genug sei! Wir waren beinahe beleidigt, und erst als man uns dann erklärte, daß diese Räume nur im Schutzanzug aus Dederon zu betreten sind, und daß da drinnen fast Staubfreiheit herrscht, waren wir wieder versöhnt.
In diesen clean-rooms werden die winzigen Schaltungen im Fotolithographie- und Diffusionsverfahren in vielen Arbeitsgängen hergestellt, Atome manipuliert! Das ist kaum vorstellbar! Hier darf kein einziges Staubkorn dazwischenkommen. Das würde genügen, die kleine Schaltung funktionsuntüchtig zu machen.
Auch das Grundmaterial, der Silizium-Einkristall, aus dem dann die spiegelnden Scheiben hergestellt werden, hat uns imponiert. Wir hörten staunend: auf zehn Millionen Silizium-Atome darf nur ein Fremdatom kommen. Das ist so, als ob in zehn Eimern Erbsen ein einziges Sandkörnchen sein darf.
Auch in die Montage durften wir noch hineinschauen. Dort werden die kleinen Chips auf Metallstreifen montiert und später mit winzigen Golddrähten angeschlossen. Ein Drittel der Stärke eines Menschenhaares ist so ein Draht nur stark. Mit bloßem Auge ist das kaum erkennbar. Wir sahen mit stiller Hochachtung die fleißigen Elektronikfacharbeiterinnen komplizierte, rechnerprogrammierte Montageautomaten steuern.
Kalle und Nina überlegen ernsthaft, ob sie nicht den Beruf des Elektronikers erlernen.
Später, als wir dann geschafft von all dem Neuen vor diesem modernen Betrieb standen, wußten wir, was Mikroelektronik ist und wie sie hergestellt wird. Jetzt wollen wir aber auch noch wissen, wozu sie gebraucht wird und was sie so alles kann. Das schnüffeln wir demnächst aus.

Tschüß –
Atomino,
Micha, Kalle und Nina

Preisfragen:

1. Wie klein ist ein Mikrometer?
   a) $^1/_{100}$ mm
   b) $^1/_{1000}$ mm
   c) $^1/_{1000000}$ mm?

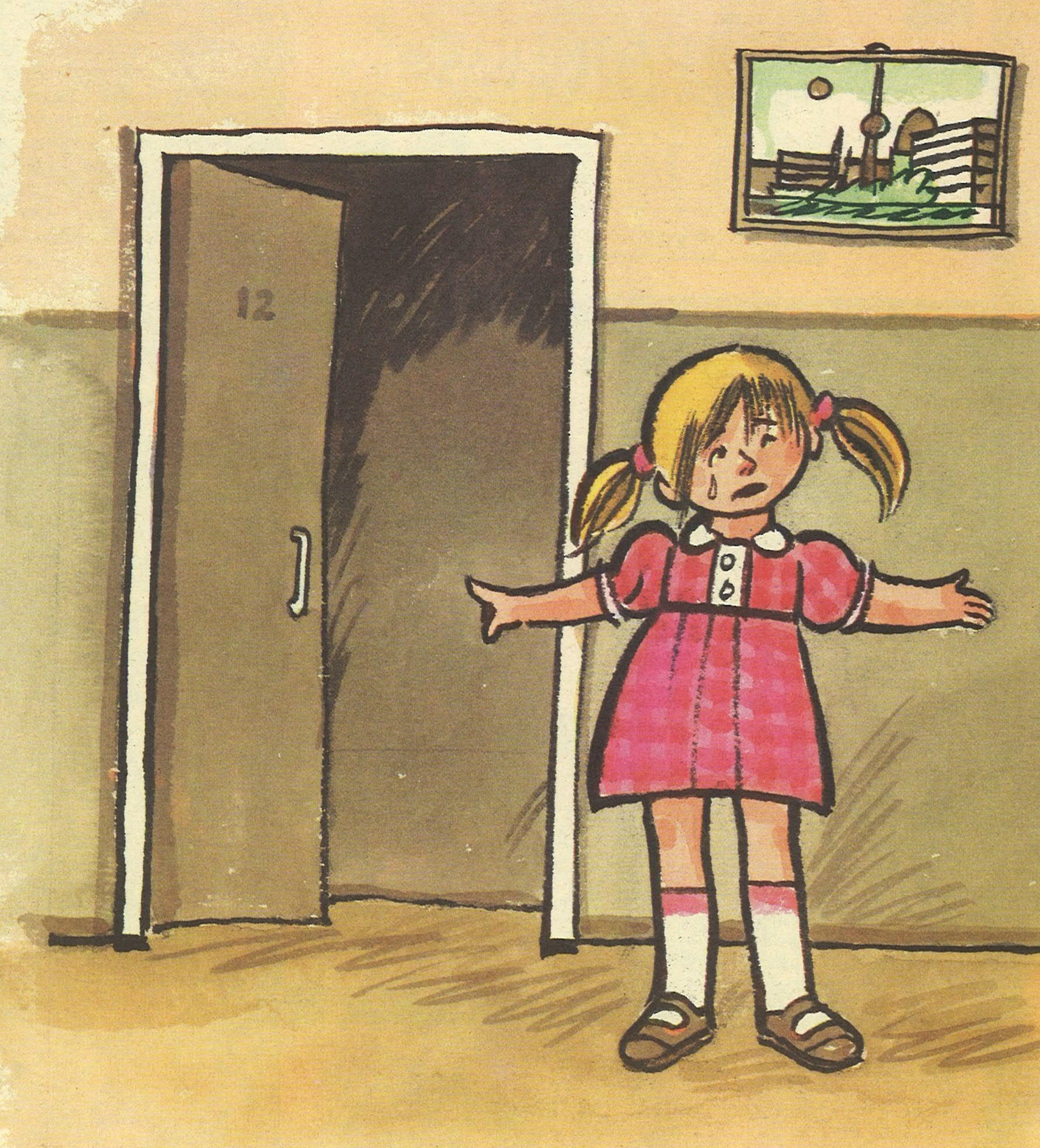
2. Was ist ein Mikroprozessor?
   a) ein kleines Prozeßarchiv
   b) das Herzstück eines Mikro-Rechners
   c) ein Spezialist für Mikroben?

3. Was ist ein Mikronesier?
   a) ein Facharbeiter für Mikroelektronik
   b) ein Bewohner einer Inselgruppe im Stillen Ozean
   c) ein Folienmeßgerät?

Die Lösungen schreibt bitte auf eine Postkarte und schickt diese bis zum 30. November 1981 an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Der Fahrstuhlführer

Text: WALTER KAUFMANN
Zeichnung: CHRISTINE KLEMKE



Ich blickte noch einmal hin – war er es wirklich? Und wenn er es war, was hatte den Mann bewogen, so spät im Leben noch eine neue Tätigkeit aufzunehmen, einen so anstrengenden Posten: Fahrstuhlführer im Berliner Fernsehturm. Ich sah noch, wie er – gerade abgelöst – sich in den kleinen Aufenthaltsraum gegenüber dem Schacht zurückzog, dann verdeckte mir der Strom der Leute, die den Fahrstuhl verließen, die Sicht. Ich war versucht, aus der Reihe zu treten, ließ es aber und schob mich im Sog der anderen Besucher in die inzwischen leere Kabine. Vor mir fiel die Tür ins Schloß, weich ruckte der Fahrstuhl an und glitt nach oben.

„Willkommen im Fernsehturm ... Wahrzeichen der Hauptstadt der DDR ... wir steigen mit einer Geschwindigkeit von sechs Metern pro Sekunde." Was da erklärt wurde, erreichte mich kaum – mir stand nicht mehr der Sinn nach Sehenswürdigkeiten, der Blick auf Berlin konnte warten! Bei der Aussichtsetage angekommen, blieb ich kurzentschlossen im Fahrstuhl und ließ mich wieder nach unten befördern. Zweihundert Meter abwärts in Sekunden, eine Reise durch die Zeit auch, bis hin zu jenem Tag meiner Rückkehr in die Stadt meiner Geburt, als ich ihn, der jetzt hier Dienst tat, auf der obersten Stufe einer Treppe des Bahnhofs Friedrichstraße stehen sah – auf einem Bein, dabei umringt von einer wütenden Menge, die er nur dadurch in Schach zu halten schien, daß er so dort stand; ein Stoß hätte genügt, um ihn die Treppe hinabzustürzen. „Bürger", hörte ich ihn rufen, „nehmt Vernunft an! Die Frau hatte doch kein Kind, die hatte Gänse in ihrem Kinderwagen, fünf geschlachtete Gänse, die sie nach Westberlin schmuggeln wollte. Prüft's nach! Ich bleib hier stehen, bis ihr wiederkommt und das nur auf einem Bein. Darin hab ich Übung – bei den Nazis im Keller vom Columbia-Haus mußte ich stundenlang so stehn. Also, geht hin und prüft's nach. Fünf geschlachtete Gänse! Hätte ich sie dafür nicht aus dem Zug rausholen sollen?"

Nur zögernd hatte sich die Menge aufgelöst, und als wohl zehn Minuten später einige von ihnen wiederkamen, stand er tatsächlich noch immer so dort – hochgewachsen, breitschultrig und standhaft in seiner Eisenbahneruniform. Auf einem Bein!

„In Ordnung!" hatten sie ihm zugerufen, „mach Schluß!" Da erst setzte er den zweiten Fuß zu Boden und war im Dämmerlicht des Bahnhofs meinen Blicken entschwunden.

Noch lange Zeit danach, jedesmal, wenn mich mein Weg zum Bahnhof Friedrichstraße führte, hatte ich nach ihm Ausschau gehalten, doch ich war ihm nicht wieder begegnet ...

Sichtlich erschöpft nun, die Nachmittagsstunde war schon vorgerückt, fand ich ihn jetzt in der Ecke des Aufenthaltsraums auf einem Stuhl sitzen den Feiertagsandrang der Besucher verfolgend, der nicht abreißen wollte. Sein Haar war schlohweiß, damals war es dunkel gewesen, das breitflächige Gesicht zerfurcht, nur die buschigen Brauen über den tiefliegenden Augen zeigten noch dunkle Strähnen. Doch nicht nur an der Narbe, die vom Kinn bis hin zur Unterlippe reichte, hatte ich ihn zu erkennen geglaubt, sondern auch an seiner Stimme und dem aufrechten Gang. Jetzt, da ich ihm so nah gegenüberstand, war ich mir sicher, mich nicht geirrt zu haben. Ich bat um Einlaß. Es bedeutete ihm wenig, als ich vorgab, ihn zu kennen – „den Affen kennt jeder, der Affe kennt keinen", sagte er leichthin – doch als ich ihm erklärte, wo und unter welchen Umständen ich ihm schon einmal begegnet war, zeigte er sich interessierter.

„Das war tatsächlich ich", sagte er, schob mir den zweiten Stuhl hin und ließ mich Platz nehmen.

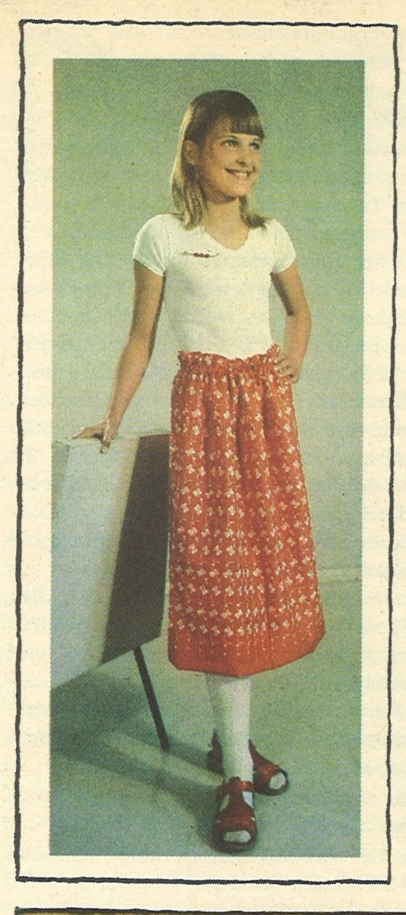
Ich sagte ihm, wie sehr mich jener Zwischenfall auf dem Bahnhof damals beeindruckt hätte – mich, den Heimkehrenden aus dem fernen Australien –, und daß diese Szene mir eine notwendige Lehre gewesen sei über die Lage im geteilten Berlin. Auch wollte ich damals wissen, wie und warum er unter die Fäuste der Nazis geraten war.

„Columbia-Haus – das machten Sie doch deutlich!"

„Und das sagte Ihnen was, wo Sie doch gar nicht in Deutschland waren zu der Zeit?"



„Oh, ja", bestätigte ich ihm. „Dachau, Buchenwald, Sachsenhausen – selbst von den Folterkellern im Columbia-Haus, hatte man in Australien erfahren."
„Was Sie nicht sagen."
Wieder blickte er an mir vorbei durch die Tür und zuckte die Achseln.
„Sie werden sich schon denken können, wie's einen damals erwischt hat – ist ja genug über so etwas geschrieben worden in fast dreißig Jahren."
Das sei schon wahr, räumte ich ein; trotzdem, in jedem Schicksal läge ja etwas Besonderes – sicher auch in seinem! Er schüttelte den Kopf.
„Verrat war damals gang und gäbe, also nichts Besonderes in Deutschland", sagt er. „Da schaute eine Frau aus dem Fenster, die erkannte mich und hat mich verraten."
Er schien es dabei belassen zu wollen, doch ich gab nicht nach, bis ich erfuhr, daß er sich nach Monaten im Untergrund wieder in die Gertraudenstraße wagte, wo er gewohnt hatte – um nach seiner Frau und dem Sohn zu sehen, die (so war ihm zugetragen worden) ausgebombt sein sollten.
„Nicht nur ausgebombt", schloß er, „sie waren umgekommen – beide waren sie während des Bombenangriffs umgekommen! Und die, die mich das wissen ließ, hat mich auch verraten!"
„Columbia-Haus."
Er nickte.
„Zunächst dorthin", sagt er, „und dann zum Himmelfahrtskommando! Mit zwei anderen Genossen, die ein paar Tage vor mir hochgegangen waren, steckten sie mich auf ein Minenräumboot oben im Norden vor der norwegischen Küste. Das Schiff flog schon nach drei Tagen in die Luft. Ich aber, der gar nicht mehr leben wollte – Sie dürfen's mir glauben, ich wollte wirklich nicht mehr leben damals – wurde von der Mannschaft eines amerikanischen Zerstörers aus dem Wasser gefischt ... Eine Odyssee, die schließlich noch in Amerika endete, in einem Gefangenenlager in Texas. Sie sehen, auch mich hat es weit verschlagen, ehe ich wieder in die Heimat kam!"
Die Art, wie er jetzt schwieg, ließ erkennen, daß er nichts weiter darüber sagen wollte, und als just in diesem Augenblick ein kleines Mädchen aus der Fernsehturmhalle hereinstolperte und unter Tränen nach ihrem Vater rief, zeigte er sich geradezu erleichtert – er war anderswo vonnöten und brauchte nicht länger auf mich einzugehen. Er stand auf, hob das Kind auf die Schultern und trug es in die Halle hinaus.
„Nun schau dich mal gut um, meine Kleine!" hörte ich ihn aufmunternd rufen.
Schon hatte sich das Mädchen beruhigt, als hätte sie in ihm, auf dessen Schultern sie jetzt ritt, den Vater gefunden. Sie blickte sich um. „Da ist er!" verkündete sie plötzlich.
Ich sah, wie sie dem Mann, der sich dort durch die Menge drängte, die Hände entgegenstreckte. Der Fahrstuhlführer hob die Kleine von den Schultern und übergab sie dem Vater.
„Wärst wohl ganz gern noch ein Weilchen oben geblieben?" Die Kleine nickte heftig. Die Hand in der Hand ihres Vaters, blickte sie zum Fahrstuhlführer hoch und strahlte.
„Ein andermal", sagt er ihr. „Wenn du wieder mal verloren gehst."
Lächelnd kam er in den Aufenthaltsraum zurück und wirkte jetzt viel gelöster – seine Erinnerungen an die Vergangenheit schienen verflogen.
„Kinder finden immer irgendwie zu mir", sagte er. Er strich sich die Uniformjacke glatt und blickte auf die Uhr. „Nun ja, die Zeit ist um. Hat mich gefreut."
„Sagen Sie", fragte ich ihn. „Wie kommt's eigentlich, daß Sie nach allem noch diese Tätigkeit übernommen haben – müßten Sie nicht längst Rente bekommen?"
„Rente!" wiederholte er und sah mich an. „Kommen Sie mal in mein Alter, dann werden auch Sie entdecken, daß nichts so wichtig ist wie das Gefühl, noch gebraucht zu werden – und das werde ich hier."
„Ohne Zweifel!"
„Na, also", sagte er, reichte mir die Hand und betrat den Fahrstuhl, der gerade aufgesetzt hatte und dessen Fahrer schon auf die Ablösung wartete. „Hier entlang!" hörte ich ihn rufen. Er nahm seinen Platz am Schaltbrett ein, die Besucher strömten in die Kabine, er drückte auf einen Knopf, langsam schloß sich die Tür, und dann war er fort.



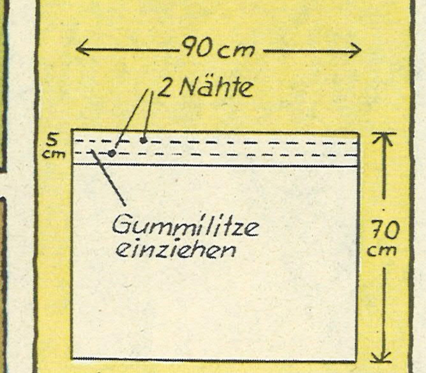
Kleines Pikot wird aus drei Luftmaschen und einer festen Masche in die Ausgangsmasche gearbeitet.



Perlpikots häkelt man aus fünf Luftmaschen und einer Kettenmasche in die 1. Luftmasche.

Ihr könnt auch eine Häkelkante aus kleinem Pikot und Perlpikot im Wechsel herstellen. Oder versucht eine leichte Häkelkante aus Luftmaschenbögen.
Auf eine Reihe fester Maschen schlagt ihr zehn Luftmaschen an und kettet diese in die zweite feste Masche, dann fünf Luftmaschen anschlagen und in die nächste zweite feste Masche einstechen. So abwechselnd weiter.

Zur Anfertigung des Rockes braucht man für die Größe 152/164 ein Stück Stoff, der 0,90 m breit liegt und ungefähr 1,40 m lang ist. Daraus schneidet man zwei Rechtecke, 0,90 m x 0,70 m, zu. Die Seitenkanten, sowie die Nahtzugabe mit eingestelltem Zickzackstich versäubern. Die obere Rockkante 5 cm nach innen umschlagen und mit zwei Nähten im Abstand von einem Zentimeter annähen, schmale Gummilitze einziehen. Die eingeriehene Bundweite muß der Taillenweite entsprechen. Die Gummilitze an den Enden zusammennähen, alle Fäden verknoten und vernähen. Der Saum wird entsprechend der gewünschte Rocklänge eingeschlagen und angenäht, Rock feucht gebügelt.



BOUTIQUE

Das oben abgebildete Ensemble, bestehend aus T-Shirt und Rock, soll euch zur Anregung für die Zusammenstellung der Kleidung dienen. Ihr könnt es nacharbeiten.
Als T-Shirt wird ein einfaches weißes Unterhemd mit 1/4-Ärmel verwendet. Der Ausschnitt wird mit schmaler weißer Baumwollspitze oder Borte verziert. Kleine gehäkelte Zierkanten könnt ihr auch selbst aus dünnem Häkelgarn oder ganz feiner Wolle herstellen.

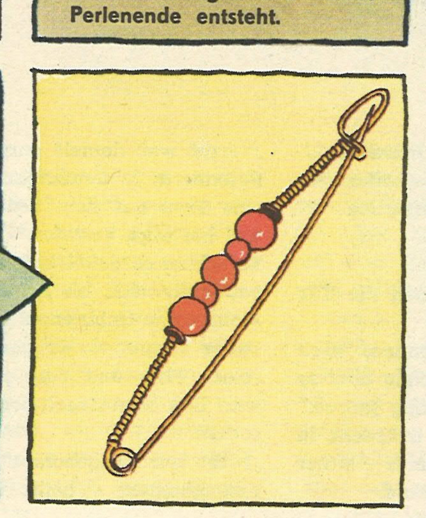


Für diesen sehr modischen Perlenhaarschmuck braucht ihr zwölf verschieden große Perlen, einen Zopfhalter und einen starken Wollfaden, ungefähr 16 cm lang, passend zur Kleidung. Die Perlen werden an den Fadenenden aufgefädelt und verknotet, dann an dem Zopfhalter durch Verknoten befestigt, so daß ein langes und kurzes Perlenende entsteht.

Zur Verzierung von Stoffkanten eignen sich am besten die Pikots, auch bekannt als Mäusezähnchen.



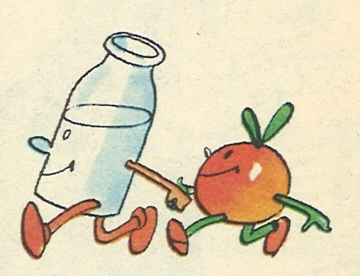
Für die modische Anstecknadel verwenden wir Aluminium- oder Messingdraht, ungefähr 0,2 mm stark. Gebogen wird das Material mit einer Rund- oder Flachzange. Als schmückendes Element können kleine und große Plaste- oder Glasperlen verwendet werden. Die Nadelspitze entsteht durch Flachklopfen des Drahtes und anschließendem Spitzfeilen.



nebenan

Apfelkrem

Zutaten: 2 Äpfel, 1/4 l Milch, 1/2 Tüte Puddingpulver, 20 g Zucker, 1/2 Becher Sahnequark.



Zubereitung: Die Äpfel werden geschält, das Gehäuse entfernt, in Stücke geschnitten und mit Zucker und etwas Wasser gekocht. Inzwischen aus Milch und Pudding eine dicke Krem kochen. Die weichen Apfelstücken mit der erkalteten Puddingkrem und dem Quark ungefähr 2 Minuten mixen. In Gläser füllen und mit Obststückchen garnieren.

Käsesteak

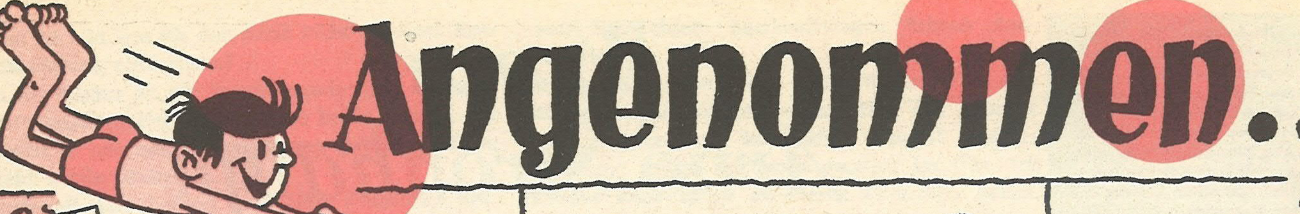
Zutaten: 2 dicke Scheiben Schnittkäse, 1 Ei, Pfeffer, Salz und etwas geriebene Semmel, Öl zum Backen.
Zubereitung: Die Käsescheiben werden gesalzen und gepfeffert, dann in das verquirlte Ei gelegt und anschließend in den geriebenen Semmeln gewälzt und im Tiegel goldgelb gebacken.
Dazu wird leicht geröstetes Knäckebrot und frischer Salat gereicht.

Guten Appetit!



Eure Monika

Anfertigung und Text: Monika Maltschewa
Gestaltung: Richard Hambach
Fotos: Horst Glocke



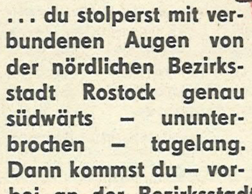
Angenommen ...



... du springst beim Ostseebad Boltenhagen ins Wasser der Wismarer Bucht und schwimmst genau nach Osten ... Geradeaus ... Immerzu ... Wo „landest" du dann?

D auf Rügen
E auf Usedom
F auf der Insel Poel?

(1)



... du stehst auf dem Fichtelberg in einer Höhe von 1214 Metern und siehst in nördliche Richtung – genau. Welche Bezirksstadt kannst du dann – angenommen – erblicken?

C Cottbus
D Potsdam
E Karl-Marx-Stadt?

(2)



... du stolperst mit verbundenen Augen von der nördlichen Bezirksstadt Rostock genau südwärts – ununterbrochen – tagelang. Dann kommst du – vorbei an der Bezirksstadt Halle – zu einer anderen bekannten Bezirksstadt. Ist es

Q Dresden
R Gera
S Erfurt?

(3)

... du kommst in den Ferien bei einer Radwanderung nach Bergen, Saßnitz und Binz. Bist du dann auf

H Usedom
I Rügen oder
J auf dem Darß?

(4)

... du hättest einen Fernsehturmweitsichtplatz mit Riesenfernrohr im Zentrum unserer DDR-Hauptstadt. Welche Bezirksstadt könntest du dann – angenommen – in östlicher Hauptrichtung erblicken?

D Potsdam
E Frankfurt/Oder
F Cottbus?

(5)



... du faltest ein Papierschiffchen und setzt es in Dessau in die Mulde. An welcher Stadt wird es mit Sicherheit nicht vorbeischwimmen?

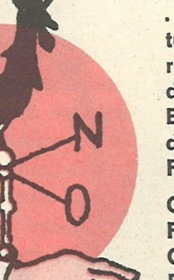
N Lutherstadt Wittenberg
O Aken
P Magdeburg
Q Wittenberge?

(6)

... du hättest Siebenmeilenstiefel und könntest mit einem Schritt von Stadt zu Stadt stiefeln. Welche Städte (von Ost nach West) würdest du dann abschreiten können?

F Gotha – Erfurt – Weimar – Jena
G Erfurt – Gotha – Jena – Weimar
H Jena – Gotha – Erfurt – Weimar?

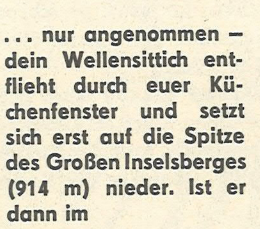
(7)

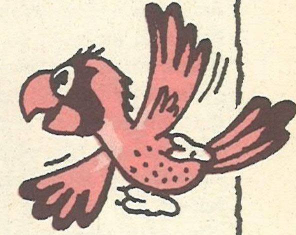


... du fährst von Gera Richtung Norden – immer geradeaus, so, wie es nur auf der Landkarte geht. Welche Bezirke der DDR berührst du dann? (Streiche den Fremdling an!)

O Halle
P Magdeburg
Q Schwerin
R Cottbus
S Rostock?

(8)





... nur angenommen – dein Wellensittich entflieht durch euer Küchenfenster und setzt sich erst auf die Spitze des Großen Inselsberges (914 m) nieder. Ist er dann im

E Thüringer Wald
F Erzgebirge
G Vogtland?

(9)

... du springst mit einem Riesensatz bei Halle über einen Fluß, der in die Elbe mündet. Springst du dann über die

U Saale
V Elster
W Unstrut?

(10)

... du würdest bei Bad Liebenwerda eine Flaschenpost in die Schwarze Elster werfen, könnte deine „gläserne Nachricht" dann in Roßlau an Land „gefischt" werden?

C nein
D ja



(11)

... du würdest mit einer „Binnengewässerjolle" die Havel entlang segeln. In welchen Fluß könntest du dann – mit Boot und Havel – münden?

D Saale
E Elbe
F Unstrut
G Mulde?

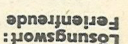


(12)

Tatsache

ist – nicht nur angenommen, daß euch „Frösi" für die Herbstferien alles Gute und viel ... wünscht.
(Das Lösungswort erfahrt ihr, wenn ihr alle 12 Fragen richtig beantwortet habt und die Lösungsbuchstaben hintereinander lest.)

Zeichnungen: Otto Sperling





Viele Einzelbauern, die von Mähdreschern, Kartoffelerntemaschinen und Traktoren kaum zu träumen wagten, sorgten nach dem zweiten Weltkrieg mit ihrem Kuh- oder Pferdegespann für das tägliche Brot ... Und kühne Träumer, zu denen auch der Lehrer Planschka gehörte, wurden nicht selten belächelt oder auch verspottet. Knapp dreißig Jahre ist das her. Noch sind nicht alle Wünsche in Erfüllung gegangen. Bis zum Kommunismus bleibt noch ein gutes Stück Arbeit, vor allem bei der Erziehung und Selbsterziehung der Menschen.
Mein neues Buch, in dem ihr neben der hier abgedruckten weitere Erzählungen des Felix Morgentau lesen könnt, wird im Kinderbuchverlag erscheinen. Laßt euch von Felix erzählen, was er erlebte und wie er die Welt von dem Neubauernhof seiner Großeltern aus sah.
Ich wünsche euch beim Lesen Vergnügen.

Euer Hartmut Biewald

Warum Arno Strohhaupt kein Halstuch trägt

HARTMUT BIEWALD

Es gibt Lehrer, die ärgern wir jeden Tag, bei anderen sitzen wir wie Zinnfiguren.
Mir tut Herr Planschka leid. Er kann so schöne Geschichten erzählen, bei denen man alle Nöte vergißt. In seinen Geschichten vom Kommunismus gibt es keine Gefängnisse mehr, keine Kinder, die das Nest der Singvögel ausrauben und auch keine Ungerechtigkeit. Mit Herrn Planschka will ich gern an der Zukunft bauen. Er ist eine Seele von Mensch, wie Mutter sagt. „Mach du bloß keine Dummheiten bei ihm", ermahnt sie mich jeden Tag.
Ich will, daß niemand in der Klasse Dummheiten macht. Aber mit dem Sitzenbleiber Strohhaupt ist das so eine Sache. Er ist schon das zweite Mal durch die Maschen gerutscht. Jetzt gluckt er im Unterricht mit Robert zusammen. Sie tauschen untereinander Groschenhefte aus, Geschichten aus Wildwest und Liebesgesumm.
Ach, wenn Herr Planschka nur nicht so schreckhaft und ich nicht so ängstlich wäre! Arno Strohhaupt hätte kein leichtes Spiel.
Jeden Tag kommt der Lehrer aus der Stadt geradelt. Trotz Regen und Schnee fährt er kilometerweit zu uns. Nie wird er müde, von der Zukunft zu erzählen. Heute vergißt er beinahe das Kartoffelfeld.
„Und wie, Herr Planschka, wird es mit dem Wetter im Kommunismus sein?"
Auch das ist keine Frage. Seitdem nicht mehr zwei Klassen zugleich in einem Raum unterrichtet werden, können die Wundergeschichten auch etwas länger sein. „Im Kommunismus", sagt Herr Planschka bedeutungsvoll, „wird keine Gier nach Eigennutz mehr sein." Einen winzigen Moment hält sein Blick vor Arno und Robert an. Gleich denke ich an die „Lockpakete", die Arnos Vater heimlich aus dem amerikanischen Sektor von Berlin herholt. Arno scharrt dann Schokolade und Bonbons heraus.
Doch davon spricht Herr Planschka nicht. Er sagt: „Also werden die Menschen Raum haben, an anderes zu denken. So kommen sie auch dem Wetter hinter die Schliche. Regnen soll es nachts."
Aus wird es sein mit Arnos Diebesgängen. Im Regen wird er kaum durch die Felder strolchen, um Garben vom Nachbarland auf das Feld seines Vaters zu tragen.
Ohne Pause geht der Unterricht in die Pionierstunde über. Wer nicht Mitglied ist, darf trotzdem bleiben.
„Und wie wird es mit der Schule werden?"
„Die wird bleiben, immer und ewig. Sie wird die größte Freude aller Menschen sein."

Sofort wird es unruhig in der Klasse. Herr Planschka ist zu weit gegangen. Einige Kinder zurren an ihrem Pionierhalstuch. In der letzten Bank kichern sie ungeniert. Ich fürchte, daß gleich ein Lärm losbricht, der die Erzählstunde sprengen wird. Warum mußten Sie so etwas sagen, Herr Planschka, jetzt werden alle nur noch zum Religionsunterricht laufen, um die aufregende Geschichte von David und Goliath zu hören. Das mit der Schule, wer kann das glauben? Wie kann die Schule die größte Freude aller Menschen sein?
Xantine Klarsee hebt ihren Regenwurmfinger. Sie will Herrn Planschka vor dem Tumult erretten und zwitschert: „Freudig werden wir die Geheimnisse der Natur lüften."
Der Robert wiehert dazwischen: „Und die dampfenden Socken auch!"
Die Klasse brüllt vor Lachen. Herr Planschka zeigt ein gutmütiges Gesicht. Aber er braucht doch einen kleinen Halt. Seine kurzen, fleischigen Finger tasten nach dem Kartenständer. Arnos Sommersprossen erstrahlen in dunklem Glanz. Der Kartenständer rutscht in sich zusammen. Lineal und Winkelmaß krachen herab. Herr Planschka fährt herum wie ein Revolvermann. Arnos Falle hat zugeschnappt.



Zeichnungen: Karl Fischer

Und ich? Müßte ich den Arno nicht zu einer Entschuldigung auffordern?
In der Klasse ist ein Durcheinander wie auf dem Rummelplatz. Der Lehrer hebt beide Hände, als wollte er uns noch seinen Segen geben. Doch es zieht wieder Ruhe ein.
Auch mit dem Lernen weiß Herr Planschka Rat. Geben wird es Gewächshäuser und Mikroskope für den Biologieunterricht, einen Musikraum und ein Chemielabor. Und vieles erlernt man im Hypnoseschlaf.
O, jetzt hört auch Arno aufmerksam zu. Herr Planschka baut den Klassenraum um. Raus mit den harten Stühlen und den Klappsitzbänken. Bequeme Liegemöbel werden aufgestellt. Die Lehrerphantasie setzt uns Kopfhörer auf, durch die alle Klugheit in unsere Ohren geflüstert werden wird. Niemand, der etwas nicht begreifen könnte.
„Herr Planschka, wann wird endlich der Kommunismus sein?" Später will der Lehrer auch darauf eine Antwort geben. Jetzt stapeln wir erst einmal unsere Schulranzen in die Ecke und treten vor dem Jägerzaun an. Xantine trägt den blauen Wimpel. Wir haben einen Schädling zu bekämpfen – draußen auf dem Kartoffelfeld.
Lehrer Planschka schreitet voran. „Brüder, zur Sonne zur Freiheit..." Singend gehen wir die Hauptstraße entlang. Arno Strohhaupt ist nicht mehr in unserer Reihe. Unbemerkt hat er sich aus dem Staub gemacht. Vordem sah ich ihn mit Robert tuscheln. Etwas Gutes konnte es nicht gewesen sein. Ich hätte mich wie zufällig an die beiden ranstellen müssen. Doch schon hinter dem Dorf habe ich die Verschwörer vergessen. Auf halbem Weg zum Horizont leuchten die Häuser



von Neu-Felden. Lastkraftwagen fahren Baumaterial hin.
Wir schwärmen vor dem ersten Kartoffelfeld aus. Robert Kopsch bleibt in der Nähe des Lehrers. Was mag er wohl im Schilde führen? Mutters Mahnung klingt mir noch deutlich im Ohr. Ich schiebe mich näher an Herrn Planschka heran. Robert grinst.
„Was wird das wohl für eine Kartoffelsorte sein, Herr Planschka?"
„Ackersegen, mein Junge, Ackersegen muß es sein. Die Kapella steht noch nicht so hoch im Kraut."
Wir sammeln die gestreiften Schädlinge in die mitgebrachten Gläser und Büchsen ein. Zu Tausenden sitzen sie und fressen an den Blättern.
Robert Kopsch zeigt wenig Eifer. Selten guckt er auch unter die Kartoffelblätter. Sein Blick schweift weit. Sucht er nach seinem Tuschelfreund?
Reihe für Reihe müssen wir begehen, um die gefräßigen Käfer und Larven abzulesen. Kreuzdunnerlittchen, wie sich das Kroppzeug vermehrt! Meine Hände werden gelb vom Zerdrücken der weichen Eier.
Ein Feld haben wir abgelesen. Xantine mag gar nicht mehr auf ihre Hände sehen. Übelkeit bedrängt ihr den Magen. Wir ziehen weiter. Der Robert läßt einige Jungen an seinem Sammelglas riechen.
Die „Ami-Käfer", wie sie Großvater nennt, stinken in der Enge fürchterlich. Blitzschnell drückt der Robert sein Glas auch unter Xantines Nase. Ihr Ekel ist so groß, daß sie für einen Moment in die Knie sinkt. Herr Planschka spricht einen Tadel aus. Ich bin voll Zorn, doch an den Robert wage ich mich nicht.
Der nächste Acker liegt noch näher an Neu-Felden. Ich bemerke, wie munter Robert wird. Zu den Käfern sieht er nur noch mit einem halben Auge hin. Unsere Rücken sind gekrümmt. Herr Planschka muß sich weit über seinen Schmerbauch beugen, um an die Schädlinge heranzukommen. Schweißperlen fließen.
Plötzlich höre ich, wie etwas durch das Kartoffelkraut zischt. Herr Planschka erschrickt und stürzt vornüber zwischen die Stauden. Auf seinen Rükken ist Arnos Hund gesprungen, drei Rammler schwer, mit eingeknickten Ohren.
Und wie aus der Erde gewachsen, steht auch Arno Strohhaupt da, scheinheilig wie eine Kirchenmaus. „Er hat Sie verwechselt, Herr Planschka, ich würd's beschwören. Noch nie ist er auf einen Menschen gesprungen. Zu Hause hab ich ein bißchen Zirkus mit ihm geübt. Er kann schon auf dem Rücken von unserem Ziegenbock balancieren." Das bringt Arno hervor, dabei wischt er mit dem Handrücken unter der Nase herum. Er wird sich im schattigen Kartoffelkraut erkältet haben.
Heidemarie Tippel steigt über das vielblättrige Kraut. Sie hilft Herrn Planschka, sich zu erheben. Um den Robert herum kichern einige versteckt. Nur die Mädchen sind wohl einhellig und empört. Ich müßte mich zu ihnen schlagen. Wütend sehe ich von Gesicht zu Gesicht.
„So wie du bist", sage ich verächtlich zu Arno hinüber, „man könnte denken, du bist keinen Streifen besser als die stinkenden Kartoffelkäfer."



Akopik hielt Wort

Wütend war Akopik von daheim weggelaufen. Der kleine Dickkopf hatte lauthals verkündet, niemals wieder zurückzukommen. Den ganzen Tag streifte er im Wald umher. Er bekam mächtigen Hunger und hoffte im stillen, daß die Eltern nach ihm suchen würden. Es dämmerte schon, aber weder Vater noch Mutter ließen sich blicken.



Akopik wäre am liebsten nach Hause gelaufen, doch er hatte sich ja fest vorgenommen, nicht mehr zurückzukommen... Da sah Akopik plötzlich, daß die Kühe des Dorfes vom Berg herab heimwärts zogen. Er entdeckte unter ihnen die eigene Kuh. Die hatte Akopik gleichfalls erspäht und trottete zu ihm. Akopik freute sich und packte sie am Schwanz. Gemeinsam trafen sie zu Hause ein.
Satenik saß vor der Tür und aß einen Apfel. Als er den Bruder erblickte, sagte er:
„Nicht einmal Wort halten kannst du!"
„Ich bin ja nicht von selbst gekommen", rief Akopik eilig, „die Kuh hat mich nach Hause gebracht..."

Übersetzung aus dem Russischen von Thea Woboditsch



DIE TAUBE, 1949, Lithographie

(Nach einem Druck des VEB Verlag der Kunst Dresden)

HOMMAGE À PICASSO

Zum Bild des Monats

Da sind sie um den runden Tisch versammelt: Picasso mit Menschen, die ihn in seinem Leben begleiteten – die Dichter G. Apollinaire und Gertrude Stein, die Frauen des Malers Dora und Jacqueline – und die Gestalten seiner Kunst – der Stier als Zeichen der Kraft des Volkes, aber auch der zerstörenden Gewalt, das Liebespaar aus einem frühen Bild, ein „Mädchen aus Avignon", der Mann mit dem Lamm und das Pferd, die hereinbrechende Frau mit dem Licht und andere Objekte aus dem Gemälde „Guernica".

Warum erfindet der italienische Maler Guttuso ein so merkwürdiges Bild? Warum vereint er die Porträts der wirklichen Lebensgefährten Picassos mit den Gestalten aus seinen Werken? Warum läßt er das schöne nackte Mädchen – die Eva aus einem Bild des alten Meisters Lucas Cranach – an den Tisch treten? Warum bietet sie Picasso so bedeutungsvoll den Apfel, das Zeichen des Lebens, der Liebe, der Erkenntnis?

Picasso ist tot. Der ewig junge leidenschaftliche Führer der modernen Künstler, der größte Entdecker und Erfinder unter den Malern unseres Jahrhunderts, der Kommunist, der Friedenskämpfer, dessen gezeichnete Friedenstaube überall auf der Erde bekannt wurde, ist gestorben. Hundert Jahre alt sollte er werden, wünschten ihm seine Freunde, wünschte er sich selbst, denn er liebte das Leben und die Kunst. In diesem Jahr, 1981, hätte sich sein Wunsch erfüllt. Aber ganz konnte er das Ziel nicht erreichen. 1973, mit fast 92 Jahren, ging sein Leben zu Ende. Viele Menschen trauerten um ihn. Der italienische Maler Guttuso, Genosse, Schüler und Freund des großen Picasso, war tief erschüttert. Seine Liebe und Verehrung für den großen Meister wollte er in Bildern zeigen. Aber wie malt man eine Totenehrung? Die Aufbahrung? Die Begräbnisfeier? Am besten doch wohl, wenn man den Toten inmitten seiner Freunde und seiner Werke zeigt. Dort sitzt er, als könnte er noch einmal mit ihnen feiern und doch macht Guttuso sichtbar, daß der Maler nicht mehr wirklich unter ihnen weilt. In der Phantasie nur, im künstlerischen Bild vollbringt er das Unmögliche: Lebende und Tote, Schöpfer und Geschöpfe für immer zu vereinen.

Ehrendes Gedenken – Hommage à Picasso.

Dr. Martin Kloss

DAS FERIEN-HAUS



Foto: ADN/ZB

Text: Renate Bredereck

Auf dem Hof harken Kinder, einige zupfen Unkraut. Große Bäume verdecken das Haus, ein altes Bauerngehöft in Sassen, einem kleinen Ort im Norden unserer Republik.
Lange Zeit stand das Gehöft ungenützt. Es verfiel. Daraus könnte man doch ... dachten die von der POS Sassen, ... ein Zentrum für die Ferien- und Freizeitgestaltung machen.
Nun gehört das Ferienheim „Geschwister Scholl" schon seit acht Jahren zur Schule. Es ist für die Kinder gleichsam das Objekt Nr. 1 geworden. Obwohl nur zehn Minuten mit dem Fahrrad vom Ort entfernt, verleben die Pioniere hier gerne Ferientage, Wandertage, feiern lustige Pionierfeste.

Überlegt, was man daraus machen könnte!

Es fing so an, daß Herr Zank, der Direktor, den Pionieren ein altes Bauernhaus zeigte.
„Schaut es euch an!" sagte er. „Überlegt, was man daraus machen könnte!"
Einen Ort, wo man gerne hingeht, wo man die Freizeit verbringen kann, auch in den Ferien, das wollten die Pioniere.
Wieviel aber bis dahin zu tun war, was für Arbeit in diesem alten verlassenen Haus steckte, wußte keiner. Zuerst einmal mußten Fachleute her. Handwerker, die das Dach reparierten, Elektriker, die die Leitungen ausbesserten, Maurer, die Wände in Ordnung brachten usw. Aber SOS-Rufe waren nicht nötig. Die Pioniere fanden schnell Verbündete. Da gab es die LPG Tier- und Pflanzenproduktion und das VEG Kleinzetelvitz, die drei Patenbrigaden der Schule. Auch viele Eltern kamen. Und nicht zuletzt halfen die Pioniere selbst tüchtig mit. Aber so einfach war es nicht. Wer von ihnen hatte denn schon mal Fenster verkittet, Türen gestrichen und Räume gemalert? Und wie sollte dieses große Haus eingerichtet werden?
He, Eltern! hieß ein Aufruf, der die Einwohner von Sassen aufforderte, doch mal auf dem Boden nachzusehen, ob nicht vielleicht Großmutters Schrank oder Sofa noch zu gebrauchen wäre. Und wenn auch das alte Mobilar knarrend und quietschend um die wohlverdiente Ruhe gebracht wurde, so war man doch froh über dreißig Schlafmöglichkeiten.
Für die weitere Einrichtung des Hauses wollten die Pioniere 3 000,– Mark erarbeiten. Und weil ihre Paten so tüchtig mithalfen, revanchierten sich die Patenkinder... Sie übernahmen die Rübenpflege und erhielten sogar noch ein Entgeld dafür. Und im August 1973, zu Ehren der Weltfestspiele, zogen die Sassener in ihr Ferienhaus ein.

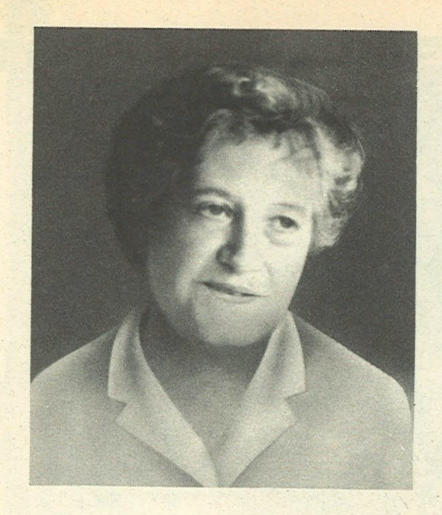
Den ganzen Sommer lang Gäste

Erste Gäste waren Mitglieder der AG Künstlerisches Gestalten. Sie durften im Gegensatz zu den anderen nachfolgenden zweihundert Ferienkindern, im Haus ihre „Spuren" hinterlassen. Und so entstanden an Türen und Wänden kleine Kunstwerke. Besonders stimmungsvoll wurde das Märchenzimmer ausgestaltet. Dort können sie auf bunten, selbstgenähten Kissen sitzen oder sich als Puppenspieler bei einem ausgedachten Stück versuchen.
Ein großer Raum wird für Pionierveranstaltungen genutzt. Auf die Tür des Erzieherzimmers malten die jungen Künstler eine Sonne, die ein Auge zudrückt. Gewiß eine lustige Anspielung auf das wachsame Auge der Erwachsenen! Doch Herr im Haus sind die Kinder, die auf alles achten, denn nicht nur die Kinder aus Sassen verbringen in ihrem Ferienhaus schöne Tage. Man begrüßt hier auch Sommergäste. Kinder aus Erfurt, Berlin und Stralsund verbrachten hier schon erlebnisreiche Ferientage. Haben sich Gäste angemeldet, werden sie von den diensthabenden Pionieren empfangen, die ihnen das Haus zeigen und für Ordnung und Sauberkeit sorgen. Im Dienstzimmer steht ein Telefon – der „heiße Draht" zum Direktor. Gibt es ein Problem, wird Meldung gemacht und Rat geholt.

Das Museum im Fahrradschuppen

Neben dem Ferienhaus ist ein Museum. Keines im üblichen Sinne natürlich. Hier ist Anfassen erlaubt.
Bei Radtouren oder heimatkundlichen Wanderungen entdeckten die Pioniere viele alte Ackergeräte. Die Väter und Großväter wußten mit ihnen umzugehen, hatten sich auf den Feldern redlich mit Pflug und Sense bemüht. Und jetzt – altes Eisen, nicht mehr zu gebrauchen. Auf den Schrottplatz damit! Traktoren und moderne Landmaschinen sind ihre Nachfolger. Aber gehören nicht gerade diese alten Werkzeuge zur Geschichte des Heimatortes? Können sie nicht am besten von den Mühen der Landarbeiter „berichten"? Diese Fragen veranlaßten die Pioniere dazu, alte Gegenstände zu sammeln und schließlich daraus ein Schulmuseum zu machen. Den geplanten Fahrradschuppen kann man immer noch bauen.
Ein weiß getünchter Raum mit dunkelbraunen Balken, daneben ein kleinerer, als Bauernküche eingerichtet, sind heute ihr Schulmuseum. Angeregt durch die alten Handgeräte zur Bodenbearbeitung, haben die Schüler Modelle zur Entwicklung der Hacke und des Spatens angefertigt. Einige Schüler der 8. Klasse sind sogar nach Schwerin ins Staatsarchiv gefahren, um sich Dokumente zur demokratischen Bodenreform und den Ereignissen ihres Heimatortes anzusehen. In einem Schaukasten ist ihr Bericht darüber aufbewahrt.
Früher gab der Vater seinen Bauernhof den Kindern weiter. Das war Tradition. Mit dem Ferienhaus ist es ähnlich. Die Großen, die FDJler, die die Schule verlassen, geben das Haus an die Kleineren, die Pioniere, weiter. Das ist Tradition.

Jedes Jahr kommt etwas Neues hinzu. Ein Abschiedsgeschenk. Man läßt etwas da und nimmt zugleich sehr viel mit – Erinnerungen an gemeinsame Stunden, an Wanderungen in die Umgebung.
Für die Gäste ist das Ferienhaus ein Ort, der sie nicht nur freundlich aufnimmt und beherbergt, es ist ein Ort, der ihnen etwas gibt, von dem sie mit vielen Anregungen und Ideen nach Hause fahren.



WIE WIRD MAN 100 JAHRE ALT?

Sind wir auf dem Weg dieses uralten Menschheitstraumes weiter vorangekommen? Was kann heute jeder tun, um alt wie ein Baum zu werden? Über diese und andere Fragen des Älterwerdens unterhielten wir uns an der Berliner Charité mit Frau Dr. Irmgard Kalbe, wissenschaftlicher Sekretär des Forschungsprojektes Soziale Gerontologie der DDR.

FRÖSI:

Seit der Mensch Mensch ist, versucht er, sein Leben mit unterschiedlichen Mitteln zu verlängern. Er stellte „Verjüngungsmittel" her oder wollte die Zeit anhalten, um den Prozeß des Alterns zu verlangsamen. Er berichtete über Personen, die bei voller Kraft und Gesundheit weit über 100 Jahre alt wurden. Was kann man heute tun, um bei guter Gesundheit ein möglichst hohes Alter zu erreichen?

Dr. KALBE:

Die durchschnittliche Lebenserwartung ist in den letzten Jahren stark gewachsen. So liegt sie heute in unserer Republik bei Männern zwischen 69 und 70 Jahren, bei Frauen zwischen 74 und 75 Jahren. Bereits die frühe Kindheit und Jugend legen den Grundstein für ein leistungsfähiges Alter. Das heißt, jede Möglichkeit zu nutzen, um aktiv zu sein und fit zu bleiben. Auf keinen Fall mehr im Bett liegen als nötige acht Stunden und jede Form nutzen, um gerade durch Sport den Organismus in Schwung zu halten. Viel hängt von der Ernährung ab, von Obst und Milch. Diese Produkte führen dem Organismus wichtige Aufbaustoffe zu.

FRÖSI:

Verdi war 74 Jahre alt, als er den „Othello" und 80 Jahre als er den „Falstaff" komponierte. Fontane schrieb mit 76 seinen erfolgreichsten Roman. Goethe vollendete mit 75 Jahren den „Faust" und Tizian malte mit 95 Jahren die „Maria mit dem Kinde". Sind solche Leistungen im hohen Alter außergewöhnlich oder gibt es auch ein Training des Gehirns?

Dr. KALBE:

Bekanntlich wohnt in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist und unser Gehirn ist bis ins hohe Alter sehr leistungsfähig, wenn man rechtzeitig damit beginnt, es zu trainieren. Als Beispiele seien hier nur das Alter von Juri Gagarin und German Titow genannt, die mit 27 beziehungsweise 26 Jahren den Kosmos eroberten und dabei neben einer hohen körperlichen Leistung auch eine enorme geistige Leistung vollbrachten. Das war ihnen nur möglich, weil sie von frühester Jugend an gelernt hatten, sowohl ihren Körper als auch ihr Gehirn zu trainieren. Wer bereits in der Kindheit gelernt hat zu lernen, dem wird es auch im Alter weniger Mühe bereiten.

FRÖSI:

Das Alter von Bäumen erkennt man an ihren Jahresringen, das von Pferden am Gebiß. Woran sieht man es eigentlich beim Menschen, außer vielleicht am Kalender oder im Spiegel?

Dr. KALBE:

Ein alternder Mensch, der in den Spiegel schaut, entdeckt dabei eine Vielzahl von Falten; hauptsächlich um die Augen, den Mund, die Stirn und auf der Rückseite der Hand. Seine Haut ist trockener, rauher, lange nicht mehr so elastisch. Seine Fähigkeit zu sehen und zu hören ist geringer geworden. Neben diesen äußeren Erkennungszeichen laufen in seinem Organismus, den man vielleicht vereinfacht mit einer „großen chemischen Fabrik" vergleichen kann, in die regelmäßig Rohstoffe, Nahrung und Sauerstoff hineinströmen, dort verarbeitet oder in die Zellen eingebaut werden, beziehungsweise als Endprodukte des Stoffwechsels erneut ausgeschieden werden, Alternsprozesse ab, denen wir wissenschaftlich auf der Spur sind, um das biologische Alter eines Menschen festzustellen. Es unterscheidet sich wesentlich von dem auf dem Kalender. Er ist nicht in der Lage, den Entwicklungsgrad eines Menschen exakt auszudrücken. So können Krankheiten und Unfälle den Prozeß des Alterns beschleunigen und eine aktive Lebensweise ihn hemmen. Beide Begriffe sind deshalb wissenschaftlich zu trennen.

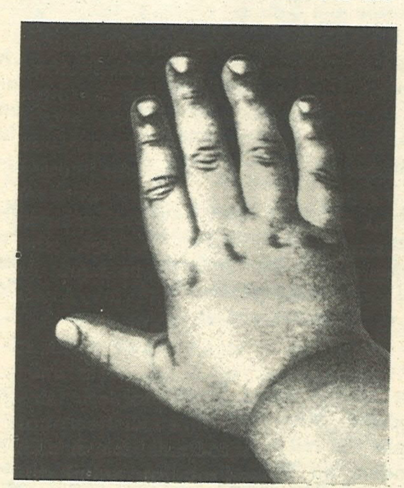
FRÖSI:

Macht Ihnen Ihr eigenes Alter Sorgen?

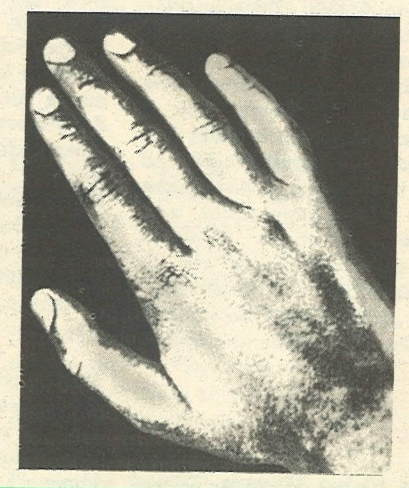
Dr. KALBE:

Man ist so alt, wie man sich fühlt. Nach dieser Formel bin ich jung.

Das Gespräch führte Ralf Kegel



Hand eines zweijährigen Kindes
Fotos: Berndt H. Brussig



Hand eines 14 Jahre alten Jungen



Hand eines 49 Jahre alten Arztes – Es häufen sich die Falten



Hand einer 70 Jahre alten Frau – Auch die Haltung der Hand ändert sich

KNOBEL-STADTRUNDFAHRT

... nicht auf einem Pferd, wie es hier Tüte vorspielt, sondern mit einer zusammenhängenden Buchstabenlinie. Mal geht's rauf, mal runter, mal schräg, nach rechts oder links – aber immer hängt ein Antwort-Wort am anderen.
Leider sind 15 Buchstaben verlorengegangen. Setze sie in die Kreise unten ein. So erhältst du Auskunft über eine weltbekannte Gedenkstätte im Stadtbezirk Treptow unserer Hauptstadt Berlin.

Baumeister Friedrichs II., u. a. Gestaltung der Staatsoper in Berlin.

Bedeutender Bildhauer (1764 bis 1850), lebte in Berlin, viele Denkmalentwürfe, z. B. Quadriga auf dem Brandenburger Tor.

Berliner Baumeister und Maler (1781–1841). Werke: Neue Wache, Schauspielhaus, Altes Museum.

Familienname berühmter Brüder – Denkmalgestaltung Unter den Linden

Denkmal eines Patrioten (Preußischer General und Militärtheoretiker) im Berliner Stadtzentrum.

Baumeister (1732–1808), gestaltete das Brandenburger Tor in Berlin.

Eiserne Rad-Zugbrücke in der Friedrichsgracht, erbaut um 1798.

Komplex von Museumsgebäuden im Zentrum der Hauptstadt.

Name des Museums und der antiken und vorderasiatischen Sammlung.

Historisches Gebäude am Marx-Engels-Platz, 1918/19 Sitz der Volksmarinedivision.



Platz im Zentrum unserer Hauptstadt, Namensgebung 1805 zu Ehren eines russischen Zaren.

Fluß in Berlin.

In welchem Stadtteil liegt der Tierpark?

Größter See der Hauptstadt.

Hauptstraße, Magistrale unserer Hauptstadt.

Museum und Sammlungen zur Geschichte Berlins.

Medizinischer Hochschulbereich der Humboldt-Universität (seit 1976 Rekonstruktion und Neubau).

Name der Sternwarte unserer Hauptstadt.

Platz im Zentrum der Hauptstadt.

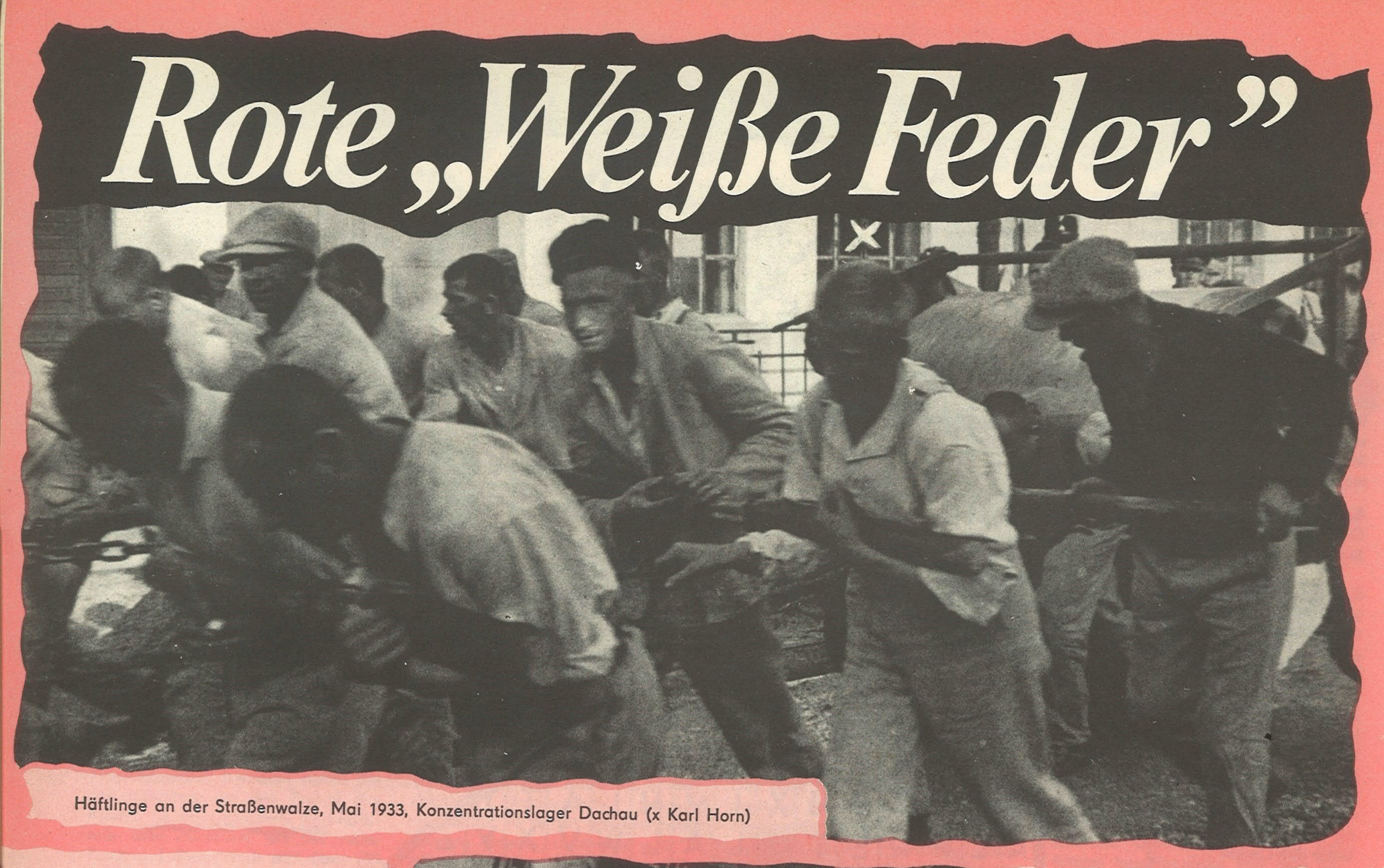
Zeichnungen: Otto Sperling

○ ○ ○ J ○ T ○ ○ C H

○ ○ ○ H ○ ○ ○ ○ ○ ○

Habt ihr die fehlenden Buchstaben in die Kreise hier eingesetzt, schneidet den Zettel aus und sendet ihn an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 30. November 1981. Berlin-Souvenirs warten!

Rote „Weiße Feder"



Häftlinge an der Straßenwalze, Mai 1933, Konzentrationslager Dachau (x Karl Horn)

Nein, die „Weiße Feder", von der erzählt wird, ist kein Indianer, es ist nicht die Bezeichnung für einen Mann, der sie in seinem schwarzen Haar als Kriegsschmuck trägt, der unerschrocken, standhaft und tapfer für die Rechte seines Volkes kämpft. Doch hier muß man sogleich verweilen.
Ist er auch hellhäutig, so besitzt er eben diese Eigenschaften, die ihn durch nichts von einem indianischen Bruder unterscheiden.
Wer gab ihm diesen seltenen Namen, dem Genossen Karl Horn, der Mut und Freundlichkeit einschließt?
Zu öffnen ist ein Lebensbuch, unglaublich reich an Geschichten. Aus ihnen ist zu erleben, wie man eine „Weiße Feder" werden könnte.

•

Karl Horn im Gespräch mit sowjetischen Ingenieuren, Sowjetunion 1932

Allein aufrecht stehen lernte er, wie alle kleinen Kinder. Aufrecht stehen im Sinne von Einstehen für etwas lernte er, als er mit knapp 13 Jahren zu einem Schmied in die Lehre kam. Zwölf Stunden schwerste Arbeit am Tag, den nagenden Hunger immer mit sich tragend, durch Prügel gepeinigt, lehnte er sich auf. Er wehrte sich. Und da spürte er das erstemal: Nicht auf den Knien, aufrecht stehend, aufrichtig etwas tun – das war wichtig und gut.
Als er mit 15 Jahren aus Protest gegen die Ausbeuterschikanen in die Gewerkschaft ging, wußte er schon, daß das Aufrechtstehen schwer war. In Versammlungen und bei Arbeiterdemonstrationen schloß er Freundschaften mit Arbeitern und Bekanntschaften mit den Gummiknüppeln der Polizei.
Er, der Karl, wollte in die Partei der Arbeiterklasse, in die Thälmannsche Partei. Die Genossen nahmen es sehr ernst mit ihm und seinem Entschluß. Sie ersparten es ihm nicht, Rede und Antwort zu stehen, warum er Genosse werden wollte. Er wußte genau, was er wollte.

Der Kampf gegen die Ausbeutung, gegen Hunger, gegen die ersten dunklen Vorzeichen des nahenden Faschismus fand Karl Horn nicht nur in Versammlungen, Demonstrationen, bei der Führung großer Streiks. Er fand ihn auch hinter Gefängnismauern, vor Gerichtsverhandlungen. Wer ihm besonders die Kraft und den festen Willen zum Aufrechtstehen schenkte, war sein Lehrer, Erzieher und Kampfgenosse Hans Beimler. Er, der gute, freundliche, kluge und standhafte Gefährte.
In dem jungen Genossen Karl wuchs und lebte das tiefe Gefühl der Liebe und Achtung für das erste Vaterland der Arbeiter und Bauern auf der Welt – die Sowjetunion. Er kannte sie nicht, doch er wußte, sie war die Heimat aller um ihre Freiheit kämpfenden Arbeiter der ganzen Erde.
Wie sollte er das unendliche Glücksgefühl begreifen, als er erfuhr, daß er mit der 5. deutschen Arbeiterdelegation in dieses Land fahren durfte?
Er war ein Bruder der Sowjetmenschen, er und seine Genossen, so wurden sie überall in Betrieben, in Schächten und auf Kundgebungen von ihnen empfangen.
Und dann stand er wieder aufrecht. Er, der Arbeiter, der Kommunist aus Deutschland, stand im Kreml dem Präsidenten des Obersten Sowjets, dem Genossen Kalinin, gegenüber. Das war ein anderes Aufrechtstehen. Unvergeßlich bleibt die Er-

innerung an diese Begegnung, an die herzliche, einfache, schlichte Art des Gesprächs und die Besorgnis in der Frage: Towarisch Horn, was wird aus Deutschland?
Auf der Kommandobrücke des sowjetischen Schiffes „Tschaika" sprach Karl Horn zu der Besatzung, in der Kolonie der Kinder Makarenkos in Charkow, Dnepropetrowsk, in Sewastopol.
„Wir werden die Wahrheit über euer Land erzählen. Wir werden über eure Heldentaten der Arbeit berichten. Wir werden es nicht zulassen, daß sich deutsche Arbeiter gegen ihre sowjetischen Klassenbrüder mißbrauchen lassen."
Zurückgekehrt nach Deutschland sprach er in Hunderten Versammlungen über die Reise, über die sowjetischen Menschen. Er verkündete die Wahrheit, er hielt sein Wort.



Bei der Waffenübergabe an junge Genossen der Nationalen Volksarmee

●

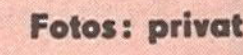
Wie wenig Zeit blieb ihm, den Kampf fortzusetzen! Anfang 1933 traf er sich schon illegal mit Hans Beimler und anderen Kampfgefährten.
Der Faschismus hatte seinen Würgegriff angesetzt.
Im April 1933 wurde Genosse Karl Horn verhaftet.
Wieder stand er aufrecht, so wie Hans Beimler. Qual und Folter brachen ihn nicht.
Dachau, erstes Konzentrationslager der Faschisten, erwartete ihn. Genosse Hans Beimler war bereits dort.
Genosse Karl Horn erzählt über diese Zeit im Lager sparsam, sachlich, mit Achtung vor allen Genossen, die standhaft blieben, mit Anteilnahme von Menschen, deren Kraft sie verließ, mit Haß von den faschistischen Peinigern.
Und hierher nun gehört die Namensgebung „Weiße Feder". Seine Genossen nannten ihn so. Qualen und Entbehrungen, Hunger und schwerste körperliche Strafarbeit, immer noch den anderen Kraft und Zuversicht gebend, wurde sein Haar schneeweiß, mit weniger als 30 Jahren. Die „Weiße Feder" war der Halt vieler, auf ihn schauten sie.
Oft dachte er in den Jahren des Konzentrationslagers an die Fahne, die ihm sowjetische Bauarbeiter von Podalsk geschenkt hatten. „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" war in die rote Seide gestickt. Um den Leib gebunden, hatte er sie nach Deutschland gebracht und Genossen vergruben sie in der Erde.
Ja, er, der Kommunist Karl Horn, wußte es und nichts konnte ihn beirren: Der Faschismus wird durch die Rote Armee, die Soldaten des Vaterlandes aller Werktätigen, besiegt werden. Die Losung auf der Fahne wird sich verwirklichen.
Jahre des Kampfes und der Not müssen noch vergehen. Jedoch seine unbeugsame Zuversicht in diesen Sieg bewahrheitete sich.

●

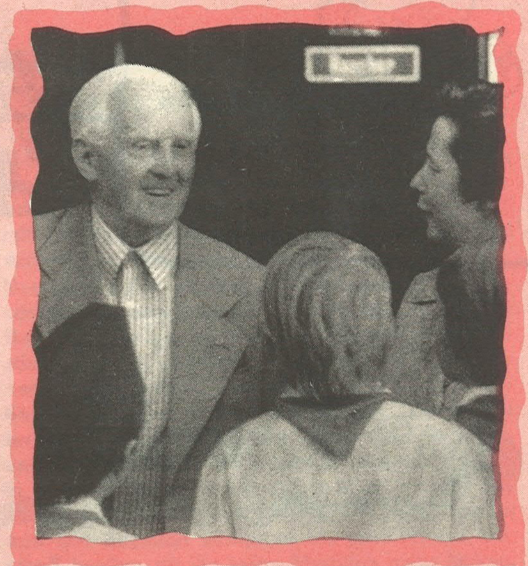
Und wieder steht er aufrecht – als Lehrer in einer antifaschistischen Gebietsschule in der Sowjetunion. Er ist selbst auch Lernender, besessen, endlich alles studieren zu können, worin sich seine Weltanschauung begründet.
Güte, Wissen und Standhaftigkeit lassen ihn wieder zu einem Kraftquell für alle diejenigen werden, die mithelfen wollen, die Welt zum Guten zu verändern.

Wie könnte man guten Gewissens verschweigen, daß Genosse Karl Horn in unserer Republik immer, ob als Parteisekretär, als verantwortlicher Mitarbeiter des Zentralvorstandes der DSF und noch heute, täglich, in der Parteiarbeit tätig ist.
Ja, die Haare sind schneeweiß, 76 Jahre ist er jung, gut kann er zuhören, seine Ratschläge widerspiegeln sein Leben, und das schönste sind für ihn die unzähligen Begegnungen mit Pionieren, mit Kindern. Er sagt ihnen und uns:
„Immer muß man sich für eine richtig erkannte Sache ganz einsetzen. Mut und Heldentum erfordern besondere, keine Alltagsleistungen. Auch heute, hier bei uns, kann jeder solche besonderen Leistungen vollbringen, ob im Lernen oder in der Arbeit. Dann können wir von Heldentum sprechen, wenn man seine ganze Kraft für die Gesellschaft einsetzt."
„Weiße Feder", dieser Name wird nicht mehr genannt, hier und heute. Er gehört einer anderen Zeit an, in der er gegeben wurde.
Es bleibt und lebt und wirkt, was sich dahinter verbirgt: Der Kommunist Karl Horn.

Ulla Brocke



Fotos: privat



Glücklich bei der Begegnung mit Pionieren in Görlitz

Eselsgespräch

„Heute kaufe ich noch das neue Auto, und dann besitzen wir alles, was wir brauchen", sagt der Esel und streicht behaglich seinen Bauch.
Darauf die Eselin: „Kauf bitte eine Stunde voll Glück."



Pudel

Der Sohn des Pudels kommt arg zerpelzt nach Hause.
„Wer hat dich so zerbissen?" fragte der alte Pudel.
„Der Bernhardiner."
„Warum?"
„Weil ich mit dem Spitz vor seiner Haustür gespielt habe."
„Nur deswegen?"
„Ja."
„Hättest dich wehren sollen."
Da stutzt der junge Pudel einen Augenblick und antwortet: „Du hast mir doch verboten, mich zu prügeln."

WERNER LINDEMANN



Zeichnungen: Christine Klemke

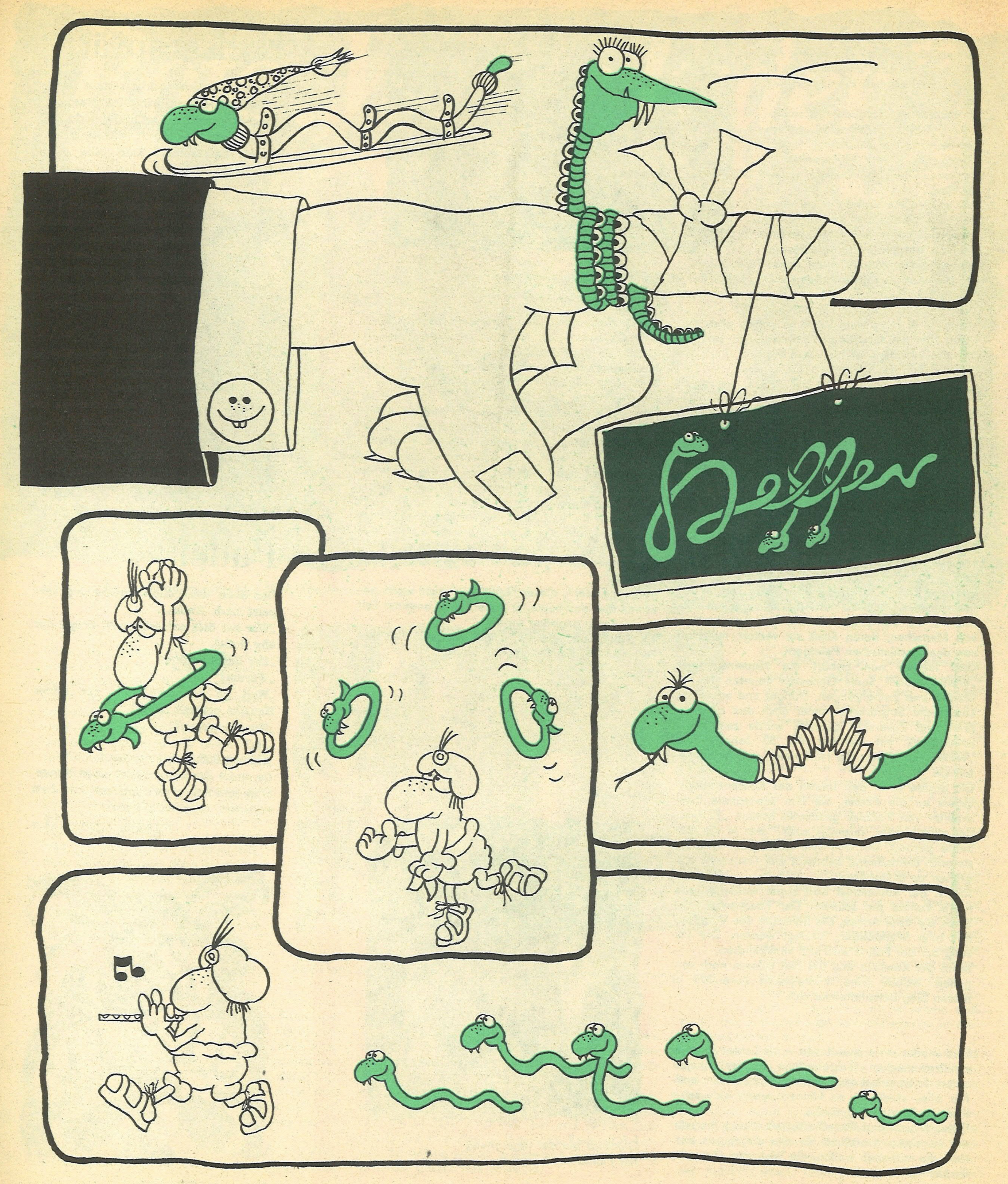




Foto: ADN/Zentralbild

„Aurora" Kreuzer der Revolution

Der Kreuzer „Aurora" ist eines der Symbole der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Heute hat er für immer an der Newa in der Heldenstadt Leningrad festgemacht. Sein ständiger Ankerplatz befindet sich an der Stelle, wo der Bolschaja-Newka-Flußarm der Großen Newa enteilt. An Bord des Kreuzers wurde ein Museum eingerichtet. Leninpioniere halten Ehrenwache. Der nichtabreißende Strom von Besuchern zeigt das große Interesse an den Heldentaten seiner Besatzung, den Roten Matrosen.

Die „Aurora" in der Oktoberrevolution

Der Kreuzer der Baltischen Flotte „Aurora" wurde 1903, kurz vor dem russisch-japanischen Krieg, in der Petersburger Werft „Neue Admiralität" gebaut und nahm an der Schlacht von Tsuschima im Stillen Ozean teil. Im ersten Weltkrieg gehörte er dem Flottenverband an, der den Vorraum des Finnischen Meerbusens verteidigte.

Die Mannschaft des Kreuzers war schon immer freiheitsliebend und revolutionär. Bereits 1909 entstanden auf dem Schiff illegale Zirkel. Im Februar 1917 wurde die „Aurora" von revolutionären Matrosen besetzt, die die rote Fahne hißten.

Am 24. Oktober 1917 erhielt die Besatzung der „Aurora" den Auftrag, die Nikolajewski-Brücke passierbar zu machen. Junker hatten die Nikolajewski- und die Palast-Brücke blockiert, um die Gruppen der Rotgardisten nicht in das Stadtzentrum zu lassen. Der Kommandeur des Kreuzers weigerte sich jedoch, das Schiff dorthin zu führen. Er berief sich darauf, daß das Fahrwasser der Newa lange nicht kontrolliert wurde und der Kreuzer deshalb auf eine Sandbank auflaufen könnte. Kommissar Belyschew beauftragte den Sekretär des Schiffskomitees, Sacharow, die Tiefe im mittleren Teil des Flusses zu überprüfen. Nach einer halben Stunde meldete Sacharow, daß die Tiefe es gestattet, zur Nikolajewski-Brücke zu fahren.

Aus dem Smolny kam ein Melder auf das Schiff. Er hatte ein Paket mit dem Appell „An die Bürger Rußlands" bei sich. Den Appell hatte Wladimir Iljitsch Lenin verfaßt. Der Text des historischen Aufrufes wurde von der Funkstation der „Aurora" in den Äther gesandt.

Auf Kommando des Kommissars A. W. Belyschew feuerte der Artillerist der Bugbewaffnung, Jewdokim Pawlowitsch Ognjew, den inzwischen legendären Schuß ab ...

In der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober wurde das Winterpalais genommen.

Der Bürgerkrieg warf die Männer der „Aurora" an verschiedene Fronten.

Die „Aurora" im Großen Vaterländischen Krieg

In den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges lag der Kreuzer „Aurora" im Hafen von Oranienbaum (heute Lomonossow). Seine Mannschaft half mit, Leningrad – die Wiege der Revolution – zu verteidigen.

Von dem Schiff montierten die Seeleute die Geschütze ab und stellten sie auf dem Woronner Berg auf, am Zugangsweg nach Leningrad. Faschistische Panzer attackierten mehrmals die Positionen der Artilleristen, aber das Feuer der „Aurora"-Kanonen versperrte ihnen den Weg. Der Feind brach schließlich mit Unterstützung von Kriegsflugzeugen durch. Die Kräfte waren ungleich verteilt. In diesem Kampf zeichnete sich besonders die Geschützbedienung des Leutnants A. M. Smaglija aus. Die Seeleute kämpften bis zum letzten Geschoß, warfen, als sie keine Munition mehr hatten, Granaten, Flaschen mit Brennstoff. Alle fanden den Heldentod ...

Die „Aurora" heute

Heute ist die „Aurora" ein Schiffsmuseum. Mädchen und Jungen in Pionierkleidung und Matrosenuniformen führen durch die Säle des Museums. Sie kennen jedes Exponat, jeden Text dazu auswendig; sie kennen sich auch mit den unzähligen Treppen aus, handelt es sich doch um ein Schiff.

Zu den heute noch lebenden Seeleuten, die mit dem Komsomolaufgebot auf die „Aurora" kamen, haben die Pioniere der 152. Leningrader Schule Verbindung. Lew Andrejewitsch Poljonow, der den Kreuzer 1924 befehligte, lebt nicht mehr. Aber die Pioniere kennen seine Söhne. Sie besuchten seinen Sohn Andrej Lwowitsch. Er erzählte viel über seinen Vater, zeigte ihnen das Familienalbum.

Jedes Jahr versammeln sich die Pioniere auf dem Woronner Berg. Sie treffen dort Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges, die ihnen von jenen Tagen erzählen.

Im Schulmuseum war auch Antonina Grigorjewna Pawluschkina, die Frau des Helden A. W. Smaglija, zu Gast. Sie war während des Krieges Militärärztin. Sie ist die einzige Frau, die auf der „Aurora" diente. Im Museum hängt ihr Porträt.

Sechsunddreißig Seeleute der „Aurora" kämpften im Großen Vaterländischen Krieg am Tschudskoje-See. Die Pioniere der 152. Schule waren fast in allen Städten, in denen heute ehemalige Matrosen der „Aurora" leben.

Oft sind die Pioniere auf dem Schiff, die Veteranen des Kreuzers besuchen die Pioniere häufig in der Schule. Sie überreichen rote Halstücher, Komsomoldokumente und halten „Stunden der Standhaftigkeit".

Zum Appell begeben sich die Pioniere oft auf den Kreuzer. An historischer Stätte geloben sie, sich der ruhmreichen Taten der Helden der „Aurora" würdig zu erweisen.

Manfred Loos



(Fortsetzung aus Heft 9/81)

Mit Exkursionen und Ausflügen, mit Spiel, Sport und Basteln, mit Beratungen der Pionierräte und bei zahlreichen Kulturveranstaltungen vergingen schnell die Tage des I. Pioniertreffens in Dresden. Aber ein Höhepunkt stand ja noch bevor, und den erwarteten alle mit Spannung. Am Samstagabend sollte während der Kundgebung auf dem Theaterplatz an die Pionierorganisation der verpflichtende Name „Ernst Thälmann" verliehen werden. Das hatte bei der Eröffnung Otto Grotewohl angedeutet.

Am späten Nachmittag schon zogen die Teilnehmer des Treffens und viele Einwohner der Elbestadt zu dem festlich geschmückten Platz zwischen Semperoper, Zwinger, Schloß und Hofkirche. Und als sich der Abend herniedersenkte, drängten sich dort viele Menschen. Zum ersten Male spürten die Pioniere ganz deutlich: Wir sind viele, wir sind eine Massenorganisation! Noch nie zuvor war ihnen das derart bewußt geworden. Riesige Scheinwerfer der DEFA tauchten alles in gleißendes Licht.

Der Jubel wollte nicht enden, als das Mitglied des Politbüros des Zentralkomitees der Partei, Hermann Matern, über den Platz rief, die Pionierorganisation habe in den drei Jahren ihrer Existenz große Leistungen vollbracht und damit das Recht erworben, den Namen Ernst Thälmanns zu tragen.

Dann kehrte wieder Stille ein. Erwartungsvoll richteten sich alle Blicke nach vorn. Heinz Spindler hörte förmlich, wie ihm das Blut vor Aufregung im Ohr pulste. Den Pionieren, die um ihn herumstanden, schien es ähnlich zu gehen. Sie waren mucksmäuschenstill. Was kam nun? Mehrere Scheinwerfer bündelten ihr Licht auf die Tribüne.

Der weißhaarige Hermann Matern drehte sich zur Seite und griff nach etwas. Behutsam entrollte er ein Banner aus schwerem, rotem Samt. Liebevoll strich er mit seiner Hand das Tuch glatt. Dieses Rot wehte schon auf den Barrikaden der Pariser Kommunarden, und es flatterte den russischen Revolutionären beim Sturm auf das Winterpalais voran. In Spanien machte es den Kämpfern der Internationalen Brigaden Mut. Und als 1945 die Rote Armee die Faschisten besiegt hatte, hißte sie es auf dem Reichstag in Berlin ...

Nachdenklich trat Hermann Matern ein wenig beiseite. Jeder auf dem Platz sah auf dem Tuch die Bildnisse von Ernst Thälmann und Wilhelm Pieck. Feierliche Würde war in seiner Stimme, als er den drei Pionieren, die das Fahnenkommando bildeten, das Banner überreichte. „Erweist euch dieser Fahne würdig. Erkämpft und erarbeitet euch mit ihr auch das rote Halstuch! Hütet sie, denn sie war stets das Kampfbanner der unterdrückten Arbeiter. Sie ist getränkt vom Blut der Arbeiterklasse, das vergossen wurde im Kampf für den Sozialismus!"

In dieser historischen Stunde versprachen die Jungen Pioniere, sich stets des Namens, der ihnen verliehen wurde, würdig zu erweisen, unerschrocken für den Sozialismus einzutreten, Freundschaft mit der Sowjetunion zu halten und vorbildlich zu lernen und zu leben.

„Das geloben wir!" hallte es über den Platz an diesem 23. August 1952 ...

•

Als in diesem Frühjahr die Thälmannpioniere den X. Parteitag der SED grüßten, trug ihre Abordnung auch das in Dresden verliehene Banner in den Großen Saal im Palast der Republik. Heinz Spindler, inzwischen Doktor und wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften in Berlin, verfolgte aufmerksam am Bildschirm diese bewegende Aktion. Er versuchte, unter den Parteitagsdelegierten Pioniere von damals, vom 1. Pioniertreffen in Dresden, zu entdecken. Dieser oder jener kam ihm auch bekannt vor. Aber dreißig Jahre verändern nicht nur das Land, sondern auch das Aussehen eines Menschen. Da war er sich nicht sicher. Denn viele Pioniergenerationen hatten sich in der Zwischenzeit des roten Banners mit den Bildnissen von Ernst Thälmann und Wilhelm Pieck würdig erwiesen und das in Dresden gegebene Versprechen mit großen Leistungen bekräftigt.

Und als Heinz Spindler die Berichte der Pioniere von heute am Bildschirm vernahm, hatte er das gute Gefühl, daß jenes Banner auch heute in den richtigen Händen ist. Das würden sicherlich die Pioniere von Dresden bestätigen. Doch dazu wird man sie erst einmal ausfindig machen müssen ...

FRANK SCHUMANN

Zeichnung: Karl Fischer

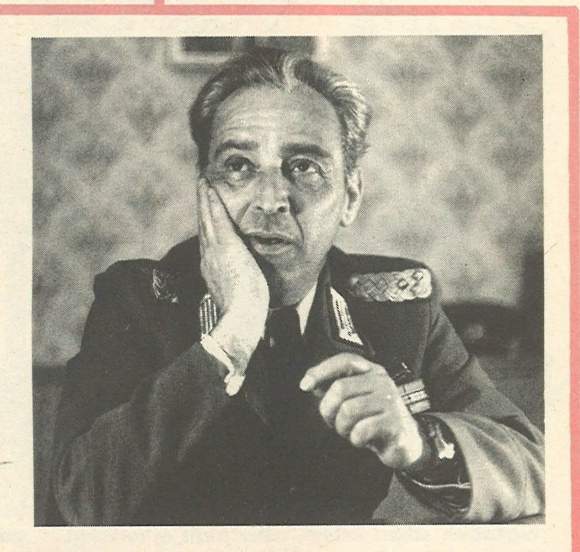
„Lieber Wochen und Monate oder gar Jahre harter und entbehrungsreicher Dienst mit Trennung von der Familie, als auch nur einen einzigen Tag Krieg!"

Armeegeneral Heinz Hoffmann auf dem X. Parteitag der SED

Text und Fotos: Klaus Trecke



Hallo, Leute! Hier ist für euch wieder einmal der Reporterrabe Droll. Und ich habe mir einen duften Interviewpartner ausgesucht, der leider einen „Fehler" hat. Immer, wenn ich versuchte, ihn „vor den Schnabel" zu bekommen, war er nicht da! Ein vielbeschäftigter Mann, der Oberst Peter Prottengeier. Seit 1951 trägt er Uniform – ganze dreißig Jahre lang! Dreißig Jahre lang Dienst zum Schutz unserer Republik! Von den Genossen seiner Einheit wird er mit Sympathie und Respekt genannt –



Der weiße Peter

Früher nannte man ihn seiner schwarzen Haare wegen den „schwarzen Peter". Die haben nun die Farbe gewechselt, äußeres Zeichen für Jahre höchster Anspannung im Dienst.

So ist er, der Oberst Peter Prottengeier. Er ist ein Mensch, der nie aufgibt, auch wenn der Dienst noch so harte Anforderungen an ihn stellt.

So fragte ich ihn, den Kommandeur eines Fla-Raketen-Truppenteils

„Wie wurden Sie Oberst?"

Na ja, so einfach war das nicht. In Grimma erlernte ich den Beruf eines Werkzeugmachers und mit dem FDJ-Aufgebot 1951 trat ich der kasernierten Volkspolizei bei. Nach der Grundausbildung wurde ich als gelernter Werkzeugmacher erst einmal Waffenmeister. Als 1956 unsere NVA gegründet wurde, übertrug man uns neue Aufgaben. Als Oberleutnant mußte ich das Kommando einer Artillerieeinheit übernehmen. Nachdem ich eine Offiziersschule absolviert hatte, leitete ich eine Flak-Einheit. Sie war mit Fliegerabwehrkanonen ausgerüstet.

Als die Fliegerabwehrraketen in der NVA eingeführt wurden, erhielt ich die Aufgabe, ein Fla-Raketen-Truppenteil zu formieren und aufzubauen. Das geschah auch. 1967 verließ ich die Militärakademie ‚Friedrich Engels' als Oberstleutnant. Seit vielen Jahren diene ich im Truppenteil ‚Erich Weinert'. Er hat die Aufgabe, im Zusammenwirken mit den funktechnischen Truppen, den Jagdfliegern der NVA und den Angehörigen der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, den Luftraum unserer DDR zu schützen. Das geschieht innerhalb des diensthabenden Systems der Armeen des Warschauer Vertrages und erfordert von uns allen höchste Anstrengungen!

So könnte man meinen Weg zum Oberst vielleicht kurz schildern."

„Dreißig Jahre sind im ‚Raketentempo' an uns vorbeigezogen. Was würden Sie mit Ihren Erfahrungen in der Rückschau heute anders machen?"

„Nichts, gar nichts! Ich würde dieses anstrengende, aber schöne, weil erfolgreiche Leben genau so noch einmal leben wollen!"

„Welche Charaktereigenschaften muß man besitzen, um ein so großes militärisches Kollektiv zum Erfolg zu führen?"

„Da muß erstmal das Verständnis für die Genossen und ihre Probleme da sein. Überzeugungskraft – dazu militärische Strenge!

Man muß Beziehungen im Kollektiv schaffen, um die Gefechtsaufgabe gemeinsam lösen zu können. Das ist doch der entscheidende Punkt unserer Arbeit. Und wir sind sehr stolz, daß wir in den Gefechtsschießen in den vergangenen fünf Jahren stets die Note ‚ausgezeichnet' erreicht haben. Und das ist auch das schönste Erlebnis überhaupt, wenn alle harten Anstrengungen zum ersehnten Ziel geführt haben. Ja, und dann platzt dir wirklich die Brust vor lauter Stolz!"

„Worüber ärgert sich Oberst Prottengeier?"

„Darüber, wenn andere nicht das Beste geben, obwohl sie dazu in der Lage wären. Wenn sie sich nicht für das Wohl der Allgemeinheit einsetzen und darüber, wenn angefaßte Probleme nicht bis zu Ende geklärt werden!"

„Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, was würden Sie sich wünschen?"

„Eine interessante Frage – eine ehrliche Antwort! Ich hoffe, daß wir nie gezwungen werden, die uns anvertrauten Waffen gegen die Feinde der sozialistischen Staaten einzusetzen. Ich wünsche mir, daß wir den Sozialismus weiterhin in Frieden aufbauen können!"

„Welchen Beruf hätten Sie erlernt, wenn Sie nicht Offizier geworden wären?"

„Förster! Das war schon als Junge mein Traumberuf. Und diese Verbundenheit zur Natur ist bis heute geblieben. Deshalb ist auch die Jagd im Jagdkollektiv mein großes Hobby."

Wünschen wir Genossen Oberst Prottengeier viel Spaß auf der Jagd. Im Augenblick hat er dazu allerdings noch wenig Möglichkeiten. Die Führung eines Truppenteils unserer NVA mit allen personellen und technischen Aufgaben, die da gelöst werden müssen, machen öfter einen langen Arbeitstag erforderlich.

„Arbeitsbelastungen sind eine reine Trainingsfrage!" meint der Oberst und nimmt auch seine Verpflichtungen als Kreistagsabgeordneter sehr ernst.

Und die Pioniere der „Tamara-Bunke"-Oberschule kennen ihre Paten vom Truppenteil „Erich Weinert" auch sehr gut, wenn sie gemeinsam ins Manöver ziehen oder die Jungpioniere ihr Pionierhalstuch verliehen bekommen.

Für seine Verdienste wurde Oberst Peter Prottengeier mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Bronze und Silber, dem Titel „Verdienter Angehöriger der NVA" und der Medaille der Kampfgemeinschaft mit der Sowjetarmee des Präsidiums des Obersten Sowjets geehrt.

Alles Gute, Genosse Oberst!

Tschüß –
sagt euch der Reporterrabe Droll

„Frösi" war wieder einmal auf Timur-Spuren und erfuhr Interessantes und Erstaunliches von den Pionieren der Theodor-Neubauer-Oberschule in Tabarz. Der folgende Auszug aus ihrem Bericht könnte für manchen Freundschaftsrat als Anregung dienen, ähnliches zu machen.
Lest, wie die Tabarzer Pioniere ihre Timurhilfe organisieren.



Timurarbeit leisteten wir an unserer Schule eigentlich schon immer, aber nicht organisiert. Erst als die „Trommel" (Nr. 36/78) mit dem Timurschwur und den Timurgesetzen erschien, ging es erst richtig los.
Es wurde eine Timurzentrale auf dem Schulboden eingerichtet und eine Leitung der Zentrale gebildet, die dem Freundschaftsrat angehört. In unserer Timurzentrale haben wir den Timurschwur und die Timurgesetze veröffentlicht und ein Logbuch der Timurs angelegt. In diesem Logbuch stehen all unsere guten Taten, und auch viele Gäste haben sich in dieses Logbuch eingetragen. Wenn ein Timureinsatz geplant ist, dann erhalten die betreffenden Timurs einen geheimen Zettel mit einer Parole, die sie bei Ankunft in der Zentrale nennen müssen. Nach getaner Arbeit hinterlassen wir einen Zettel mit einem roten „T". Namen werden bei uns nicht genannt. Wenn unsere Pionierleiterin etwas Wichtiges von den Timurs wissen möchte oder die Timurs für eine wichtige Sache braucht, dann hängt sie eine blaue Fahne mit einem roten Stern aus dem Bodenfenster, und alle Timurs wissen sofort Bescheid. Diese Timurfahne wurde von einer „Timurmutti" angefertigt.
Bei uns kann auch nicht jeder Pionier gleich Timur sein. Er muß erst seinen Timurschwur ablegen und damit die Gesetze der Timurs anerkennen und danach handeln wollen. Diese Timuraufnahme findet stets tief im Wald in einer Höhle – genannt die „Backofenlöcher" – statt. Die Aufnahme läuft folgendermaßen ab:
Am Tag der Aufnahme bekommen die betreffenden Pioniere einen geheimen Brief, wo Treffpunkt und Dauer vermerkt sind. Dann ist es soweit. Voller Spannung und Aufregung treffen sich um 17.00 Uhr die Pioniere an der Schule und los geht's. Nach einem spannenden, geheimnisvollen Marsch durch den Wald gelangen wir zu der Höhle. Wir zünden Fakkeln an, knien uns nieder, und ein Pionier-Timur liest die Timurgesetze vor. Danach wird der Timurschwur vorgesprochen und alle Pioniere sprechen den Schwur nach. Nach dem Schwur gibt es ein Timurgetränk (diesen Tee bereitet unsere Pionierleiterin zu, er schmeckt ganz toll).
Anschließend singen wir gemeinsam Pionierlieder und erzählen Geschichten. Diese Aufnahme dauert insgesamt etwa zwei Stunden.
Wir Timurs arbeiten sehr eng mit der Volkssolidarität und dem Rat der Gemeinde zusammen. Wir erhalten Namen von Rentnern, die unsere Hilfe brauchen. Von der Volkssolidarität haben wir Geschirr für unsere Rentner-Timurtreffs bekommen. Diese Rentner-Timurtreffs werden von der Timurzentrale, der Volkssolidarität und dem DFD vorbereitet und in unserer Schule durchgeführt. Wir unterhalten die Rentner mit lustigen Faschingsfeiern, Singenachmittagen, Teestunden am Samowar und Lichtbildervorträgen, z. B. „Unsere gefiederten Freunde" mit Waldkauz „Hugo".
So, nun zu Meinungen der Rentner:

„An die Schulleitung der Theodor-Neubauer-Oberschule, Tabarz! Vor einigen Tagen las ich in der Zeitung von den fleißigen Timurs Ihrer Schule. Auch ich möchte mich herzlich bei dem Schüler Bernd Catterfeld bedanken, der mir seit über drei Jahren zuverlässig und pünktlich im Haushalt hilft. Ich möchte Sie bitten, ihm diesen Dank in geeigneter Form mitzuteilen.

Frau R. Hoerchner"

„Es klingelt – ich mach auf und guck,
da stehen zwei vom Timurtrupp.
Sie stellen sich vor – Ilka und Chris –
und fragen, ob etwas zu helfen ist.
Das war für mich 'ne große Freude.
Sie kauften ein, gleich alle beide,
und ich konnte meine Wohnung machen,
Staub wischen und noch andere Sachen,
weil ich ja ganz alleine bin,
und abends muß ich noch zur Arbeit hin.
Darum danke hier ich Ilka und Chris.
Sie nehmen's ernst mit ihrer Pflicht.

R. Hankel"
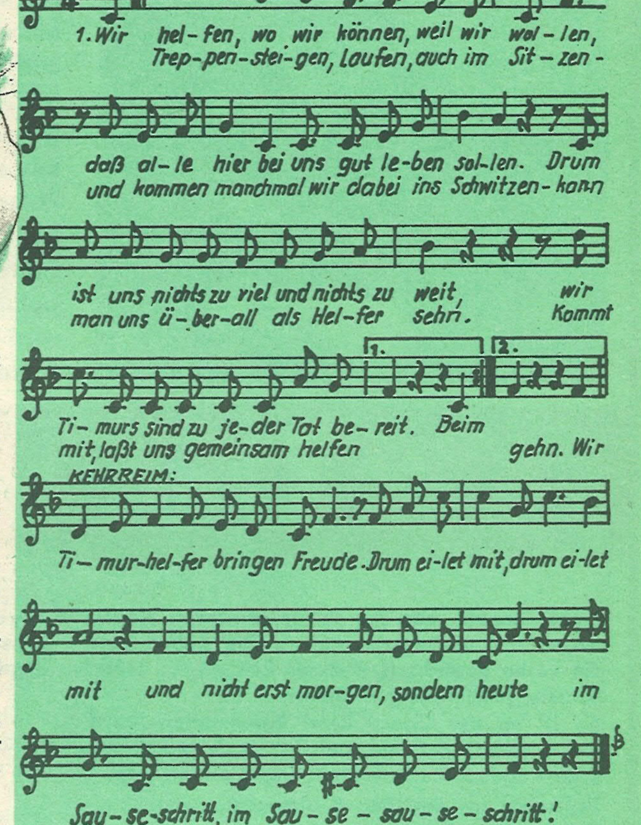
„Ina hat mir zwei schwere Beutel nach Hause getragen. Ich bedanke mich!

Ilse Grübel"

Timurhelfer bringen Freude

Ein Lied für Agitprop-Programme

Text: Barbara Lemhöfer / Musik: Manfred Heilmann

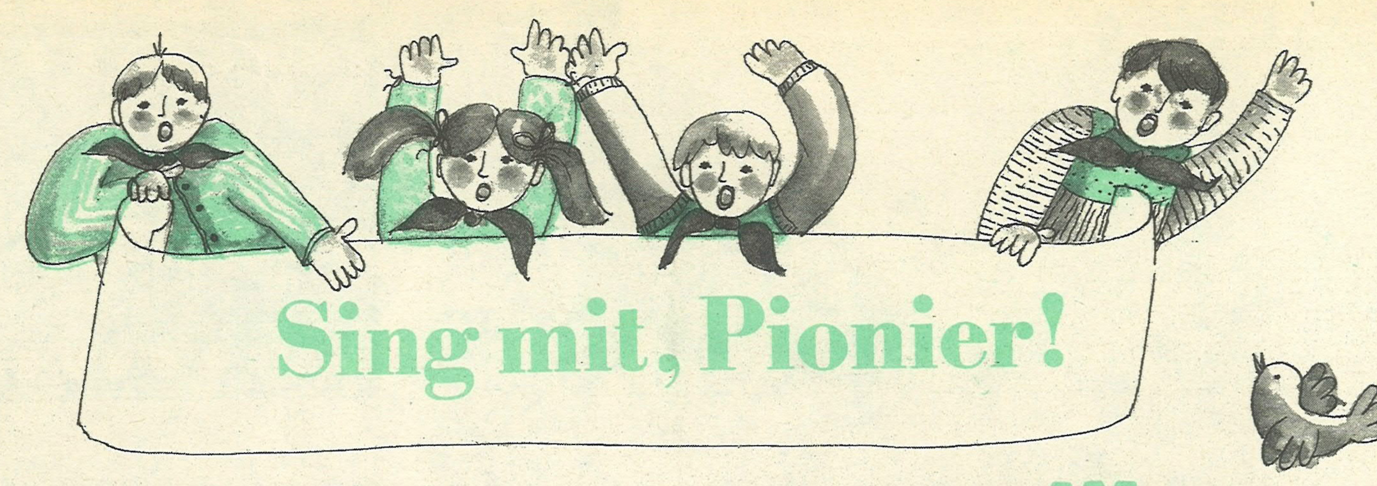


2. Wir flitzen in den Keller, tragen Kohlen,
denn Oma kann allein sie nicht mehr holen.
Wir lachen, wenn sie staunend zu uns spricht:
„Ihr seid schon wieder da, man glaubt es nicht!"
Auch tragen volle Körbe wir und Taschen,
wir putzen, fegen, wollen überraschen.
Denn das ist unser Pionierauftrag:
Bereit zu guten Taten Tag für Tag.
Wir Timurhelfer ...

3. Die Zeitung ist für Opa Weise wichtig,
will informiert sein, ja, das ist doch richtig.
Doch fällt das Lesen ihm schon etwas schwer,
drum lesen wir ihm vor. Das liebt er sehr.
Dann hat er uns schon oft aus seinem Leben
als Kommunist so manchen Rat gegeben.
Oh ja, für uns und ihn ist es ein Glück,
zu leben hier in unsrer Republik.
Wir Timurhelfer ...

4. Auch unsern Eltern helfen wir zu Hause.
Wenn Mutti heim kommt, braucht sie eine Pause.
Für's Abendbrot ist schon gedeckt der Tisch,
die Wohnung aufgeräumt und Staub gewischt.
Die Schuhe der Familie putz' ich gerne,
und dafür hilft mir Vati, wenn ich lerne.
Gemeinsam schaffen wir die Hausarbeit
und haben füreinander dann mehr Zeit.
Wir Timurhelfer ...

Zeichnungen:
Heidi Fritzsche

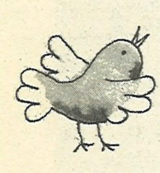




Wir hoffen, daß du, Katrin, und du, Olaf, und du, Sylke und ihr alle, liebe „Frösi"-Freunde, gut in das neue Schuljahr eingestiegen seid, daß ihr euch mit eurem Pionierauftrag vertraut gemacht habt und in bewährter Weise jeden Morgen den Tag singend beginnt.

Nun wißt ihr ja, daß alle Pioniergruppen mit der „Pionierexpedition – Immer bereit" aufgerufen sind, unser sozialistisches Vaterland, die Deutsche Demokratische Republik, zu erforschen. Da ist doch wohl klar, daß bei allen Expeditionsunternehmen der Gesang nicht fehlen darf. Denn bei vielen Aufgaben, die euch der Pionierauftrag stellt, könnt ihr zum Ansporn, zur Freude, zur feierlichen Gestaltung, zur Aufmunterung und zur Unterhaltung Lieder singen. Deshalb gilt ab sofort im Singewettstreit unser Motto:

„Sing mit, Pionier!"



„Frösi" und der Berliner Rundfunk wollen euch helfen, die traditionellen Lieder wieder aufzufrischen und auch neue Lieder kennenzulernen. Dazu geben wir euch hier zwei Tips:

1. „Frösi" wird in jedem Heft ein Lied abdrucken. Sammelt diese Lieder, übt sie mit Hilfe eures Musiklehrers oder eines anderen Musikkundigen in eurer Pioniergruppe ein und singt sie bei jeder passenden Gelegenheit.
2. Hört regelmäßig im Berliner Rundfunk die Sendungen „Sing mit, Pionier" und das Pioniermagazin „Wir". In diesen Sendungen werden ebenfalls bekannte und neue Lieder vorgestellt. Schneidet diese Lieder auf Tonband mit, dann habt ihr sie immer zur Hand oder besser – im Ohr.

Die nächsten Sendezeiten sind:

„Sing mit, Pionier!"
Montag,
12. Oktober 1981, 14.15 Uhr
Montag,
9. November 1981, 14.15 Uhr

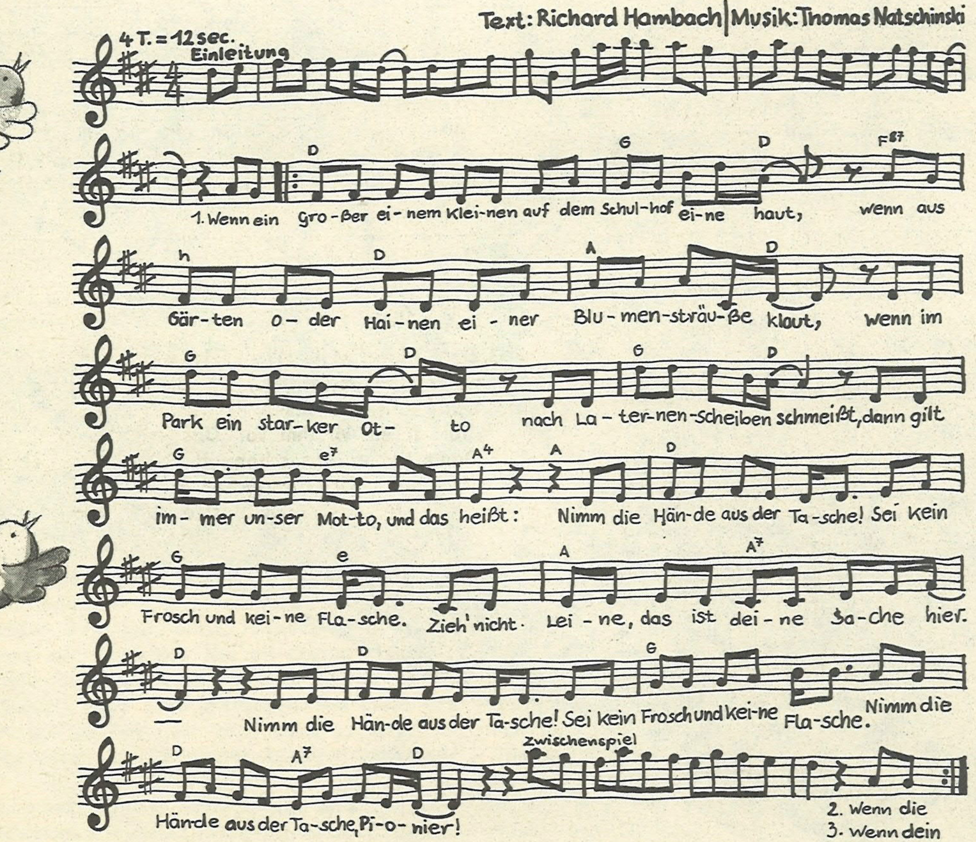
Pioniermagazin „Wir"
Dienstag,
20. Oktober 1981, 14.15 Uhr

In dieser Pioniermagazin-Sendung hört ihr auch das hier abgedruckte Lied „Nimm die Hände aus der Tasche".



Also, Tonbandgerät oder Kassettenrecorder schnittbereit halten, Berliner Rundfunk einschalten, obengenannte Sendungen hören, schreibt uns mal eure Meinung zu diesen Sendungen und Liedern.

Nimm die Hände aus der Tasche

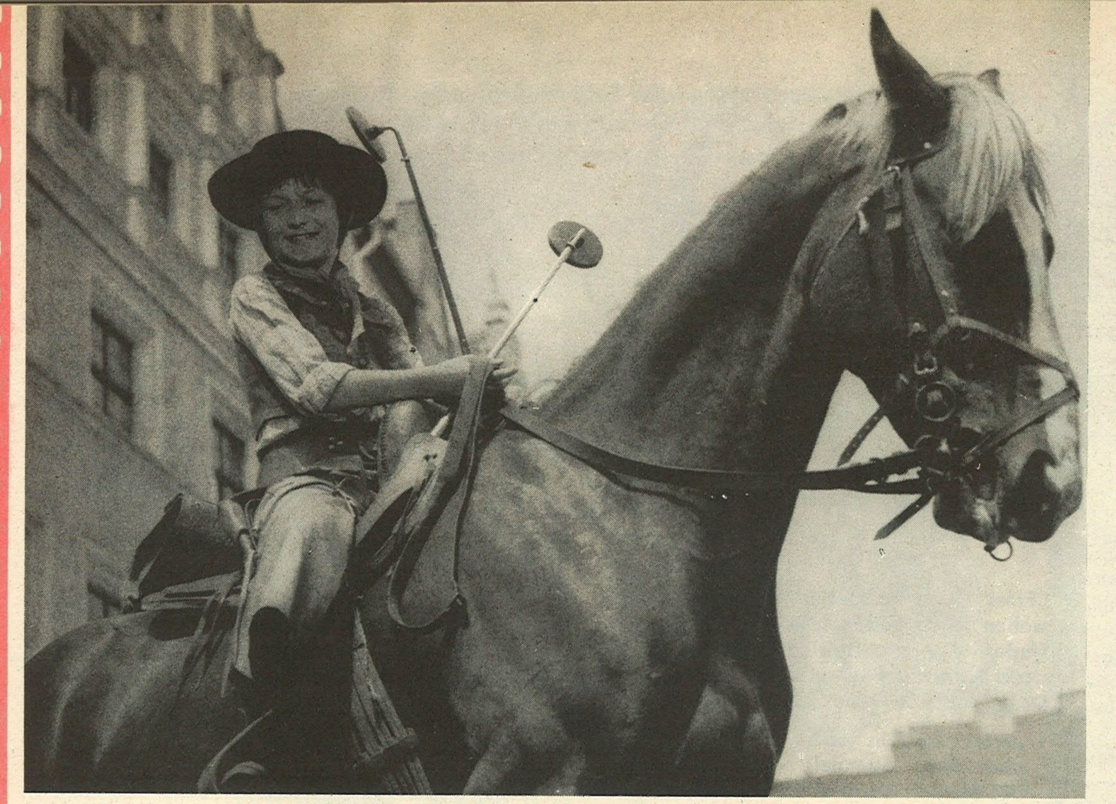




2.
Wenn die Ina vor dem Hause
bei 'ner Fahrradpanne flennt,
wenn die Omama vom Krause
mit zwei Kohleneimern rennt,
wenn im Herbst 'ne steife Brise
unsern Schulzaun niederreißt,
dann gilt immer die Devise,
und die heißt:
Nimm die Hände ...



3.
Wenn dein Nebenmann in Mathe
wie beim Trockenkursus schwimmt,
wenn der Lutz, die lange Latte,
sich mit Schummelzetteln trimmt,
wenn dich selber in der Krise
mal der Faulheitsfimmel beißt,
dann gilt immer die Devise,
und die heißt:
Nimm die Hände ...



Drehreportage „Der lange Ritt zur Schule" unter der Regie von Rolf Losansky nach dem gleichnamigen Kinderbuch von Gerhard Holtz-Baumert.

Die Straße zum Kirchplatz in Wittenberg ist verstopft, denn viele Leute sind dort versammelt. Warum? Die DEFA dreht gerade die 164ste Einstellung des Filmes „Der lange Ritt zur Schule". Hauptheld Alex, alias Frank Träger, fährt mit dem Fahrrad zur Schule: mit schwarzem Cowboyhut und rotem Westernhalstuch. Hinten auf dem Gepäckträger die Schulmappe, am Lenker zwei riesige Rückspiegel. Beim Fahren weht immer ein Fuchsschwanz mit. Jetzt ruft Maren – in Wirklichkeit Iris Riffert aus Cottbus: „Alexander, Alexander!" und fährt ihm hinterher. „Gut", stellt

Fotos: Heinz Pufahl

Das Pferd in der Aula



Regisseur Rolf Losansky befriedigt fest, „jetzt haben wir sie im Kasten." Das heißt: Einstellung 164 wurde gefilmt, es kann weitergehen. Und tatsächlich, Kameramann Helmut Grewald, Tonmeister Manfred Schulze packen die Geräte zusammen und ziehen wie die anderen vom Drehstab – etwa 30 Mitarbeiter – zum nächsten Ort, um die nächste Einstellung in ihren „Kasten" zu bekommen. Auch die Passanten gehen weiter, der kleine Platz ist wieder leer geworden.

Der Schuldirektor als Sheriff

Während an einer kleinen Durchfahrt alle erneut stehenbleiben, die Tonbox, das lange Mikro, viel größer als das Mikrofon der Schlagersänger, aufgebaut werden, erzählt mir Rolf Losansky etwas über den Film: Alexander kommt zu spät zum Unterricht. Und am nächsten Tag verfolgt die Kamera, was Alex da auf seinem Schulweg so alles erlebt, daß er zu spät kommt. Wahrlich phantastische Dinge geschehen, denn sein Fahrrad verwandelt sich in ein Pferd, sein Sportlehrer wird ein Indianer, der Direktor ist Sheriff, die Klassenlehrerin fährt statt ihres Trabants einen Planwagen und so weiter. Den Weg von Alexander begleitet seine Freundin Maren, in Latzhose und Zöpfchen. Bei all diesen Episoden zwischen Phantasie und Wirklichkeit begegnen dem Jungen viele gute Menschen. Am Ende des Schulweges kommt Alex zwar doch zu spät zur Schule, aber die Abenteuer bleiben unvergeßlich.
Rolf Losansky danach befragt, was er mit diesem und mit seinen anderen Filmen (a. a. „Ein Schneemann für Afrika") erreichen will, antwortet, daß „Geschichten erzählt werden, die dazu beitragen, daß sich die Zuschauer mit sich selbst auseinandersetzen. Geschichten also, die ihnen helfen, sich im Leben zurechtzufinden. Außerdem sollen die Kinder am Film ihren Spaß haben, lachen können."

Das Pferd in der Aula

Das Drehbuch unterteilt sich in verschiedene Bilder. Zum Beispiel gibt es das Bild „Aula". Hier hält der Direktor eine Rede, lobt die guten Schüler und tadelt die schlechteren. Leider ist Alex bei den guten nicht dabei, und er ärgert sich darüber. Aber alles wird plötzlich ganz toll, als nämlich das Pferd von Alex in der Aula auftaucht. Auch beim Drehen war dies für die Schüler der Melanchthon-Oberschule in Wittenberg, die als Kleindarsteller mitwirkten, ein Gaudium: Ein richtiges Pferd in ihrer Aula! Brix, wie das Pferd wirklich heißt, ist auch ausgesprochen lieb und fügsam, so daß es in die Aula durfte. Innerhalb dieser Bilder gibt es nun die Einstellungen, viele Hunderte. Das Drehbuch wird jedoch nicht chronologisch abgearbeitet. Viele Faktoren bestimmen mit, was wann zu filmen geht. Zum Beispiel haben die Schauspieler auch andere Verpflichtungen neben diesem Film. So ist Rolf Hoppe, der den Großen Guten spielt, am Theater in Dresden engagiert und Gojko Mitić am Bergtheater Thale. Übrigens fragte Rolf Losansky, bevor er mit dem Film begann, die Kinder in verschiedenen Klassen, wen sie sich als Darsteller für einen Indianer am besten vorstellen könnten. Die Antwort fiel eindeutig aus: Gojko!

Im Galopp durch Wittenberg

Beim Essen in der Gaststätte am Wittenberger Markt fragte ich ihn nach einer besonderen Episode beim Filmen. Er innerte sich dabei an seinen und den Einfall der Szenaristen, daß es doch schön wäre, sechzehn Pferde durch Wittenbergs Gassen galoppieren zu lassen. Als dies dann verwirklicht werden sollte, wurde ihm aber manchmal ganz schön mulmig im Bauche: Es rasten also wirklich sechzehn Pferde, mittendrin Alex auf seiner „Zicke", die Straßen entlang auf die Kamera zu. Aber alles klappte, und Rolf Losansky meinte: „Ich würde immer wieder mit Pferden drehen."
Nach dem Essen verschlechterte sich das Wetter weiter. Es begann sogar zu nieseln. Die Kamera blieb auf ihrer Schiene unter einer Plane. Brix stand geduldig und ließ sich von Maren tätscheln. Die DEFA-Leute rauchten, diskutierten, sahen zum Himmel. Dabei verann die Zeit. Es wurde überlegt, eine andere Einstellung zu drehen, aber auch dafür reichte wohl das Licht nicht mehr. Das Wetter spielte oftmals einen Streich. So mußte zwei Wochen im Harz auf gutes Wetter gewartet werden. Der Aufenthalt in Wittenberg sollte auch bald abgeschlossen werden, dann würde es im Bezirk Cottbus weitergehen. Ob sich die Abreise aus der Stadt verzögern würde?
Auf jeden Fall ist „Der lange Ritt..." für die Zehn- bis Vierzehnjährigen Anfang 1982 termingemäß in den Kinos zu sehen. Und Rolf Losansky arbeitet dann schon wieder an einem neuen Film – dieses Mal dann sicher für Jugendliche.

CHRISTINA MÜLLER



Ein Fünftel des Territoriums der Sowjetunion ist mit Wüsten und Halbwüsten bedeckt, aber in Turkmenien sind es sogar neun Zehntel. In der Hauptstadt dieser Sowjetrepublik, Aschchabad, arbeitet ein Wüsten-Institut – ein wissenschaftliches Zentrum, wo Geographen, Botaniker, Physiker, Geologen, Biologen und Chemiker gemeinsam die komplizierte Aufgabe lösen, wie man die Wüste fruchtbar machen kann.

Sturm auf dem Tisch

In einem der Laboratorien des Instituts summen Ventilatoren – über einem Tisch, der mit einer Sandschicht bedeckt ist. Über die Sandfläche kriecht ein leichtes Kräuseln. Die Umdrehungen der Ventilatoren werden verstärkt, es bilden sich Sandhügel. Der Wind reißt sie ein. Das ist schon kein Wind mehr, sondern ein Orkan, ein Sandsturm!
Wissenschaftler beugen sich über den Tisch. Sie schreiben irgend etwas in dicke Laborbücher. Was bedeutet das seltsame Spiel im Sand?
„Ein Sandsturm, das sind Milliarden von Sandkörnern", erklärt der wissenschaftliche Mitarbeiter des Laboratoriums für Winderosion, Alexander Pawlowitsch Iwanow. „Und ein Sandhügel, eine Wanderdüne, besteht auch aus Sandkörnern. Das heißt also, um zu verstehen, wie sich der Sand bewegt, muß man mit dem Sandkorn anfangen. Wir haben Versuche gemacht und dabei festgestellt, daß sich das herabfallende Körnchen beim Trudeln in den Sand einschraubt und darin steckenbleibt. Dabei gibt es seine Energie an die anderen Sandkörner ab. So entsteht eine winzige Fontäne. Sie wird vom Wind erfaßt – und schon gerät alles in Bewegung."

Damit Autos durch die Wüste fahren können

Bei einer Fahrt durch die Karakum begegnet einem folgendes Bild: Zwischen Wanderdünen stehen Masten für die Stromleitung auf Stelzen. Das Kuriose ist, niemand hat die Masten auf Stelzen gestellt. Man errichtete die schweren Stahlkonstruktionen auf Betonpfählen, die man in die Erde einließ und mit Sand umgab.
Aber der Wind legte die Betonstützen frei.
Wissenschaftler fragten sich: Wie kann man den Sand bändigen, ihn hindern, Häuser und Straßen zuzuschütten, die Fundamente der Masten und Bohrtürme bloßzulegen? Bei der Suche nach der Antwort half den Wissenschaftlern die Theorie von der Bewegung des Sandes.
Erinnern wir uns: Ein Sandkorn fiel herunter, es verursachte eine Sandfontäne. Es wehte ein Wind, die kleine Fontäne – und mit ihr Tausende und aber Tausende – bewegten sich vorwärts, und der Sand geriet in Bewegung.
Was aber geschieht, wenn das Sandkorn nicht in den Sand, sondern auf eine harte Fläche fällt? Dann prallt es von ihr ab wie ein Ball, d. h., es bildet keine Sandfontäne. Die Sandkörner springen einzeln herum und vereinigen sich nicht zu einer Lawine.
Deshalb rieten die Forscher den Straßenbauarbeitern, längs der Wege harte Streifen anzulegen, den Sand mit Bitumen, Masut oder Altöl zu zementieren.
Man setzte den Rat in die Praxis um und erhielt ein ausgezeichnetes Ergebnis. Die Sandkörner prallen von den Streifen neben der Straße ab wie Bälle, sie überspringen die Straße einfach. Alle Autostraßen, die projektiert sind oder gerade gebaut werden, haben in Zukunft so harte Seitenstreifen.
Aber was ist mit den Masten auf Stelzen? Hier half ein altes Volksmittel – Bündel von trockenen Binsen-Rohrkolben. Solche Bündel werden um das Fundament des Mastes gelegt und hindern den Wind, Sandkörner wegzutragen. Allmählich sammelt sich der Sand an, und am Fundament erhebt sich ein kleiner Sandhügel.

Wie man eine Wanderdüne anhalten kann

Der Wind trägt Millionen Tonnen Sand durch die Wüste, mal legt er ihn leicht gekräuselt hin, mal als riesige Wellen, die die Höhe eines zehngeschössigen Hauses erreichen können. Hohe Wanderdünen bewegen sich langsam, aber kleine einige Meter in 24 Stunden. Sie kommen bis an Ortschaften heran, wehen Häuser zu, dringen bis zur Eisenbahn vor, bringen den Fahrplan durcheinander. Wie kann man also Wanderdünen anhalten?
Die Bewohner der Wüste wissen: das beste Hindernis gegen den Sand ist – eine grüne Barriere: Gras, Sträucher, Bäume. Die Wurzeln halten den Sand fest, entziehen ihm seine Fließfähigkeit.
Die Botaniker und Agronomen suchten die härtesten, anspruchslosesten Pflanzen aus und lernten, sie auf Wanderdünensand anzubauen. Danach lehrten sie diese Kunst auch die Forstwissenschaftler.
So kriechen heute über die Abhänge der Wanderdünen Traktoren, ziehen Sämaschinen hinter sich her, legen Samen in den Sand. Pflanzen befestigen später mit ihren Wurzeln die Abhänge der Wanderdünen. Gleichzeitig steckt man Ableger der an hiesige Bedingungen gewöhnten Sträucher – Tscherkesse, Kandym, Saksaul. Dann werden zwischen die Pflanzenreihen für Pflanzen unschädliche Bindemittel gespritzt: Masut oder Abfälle von der Baumwollbearbeitung. Die Pflanzen durchdringen



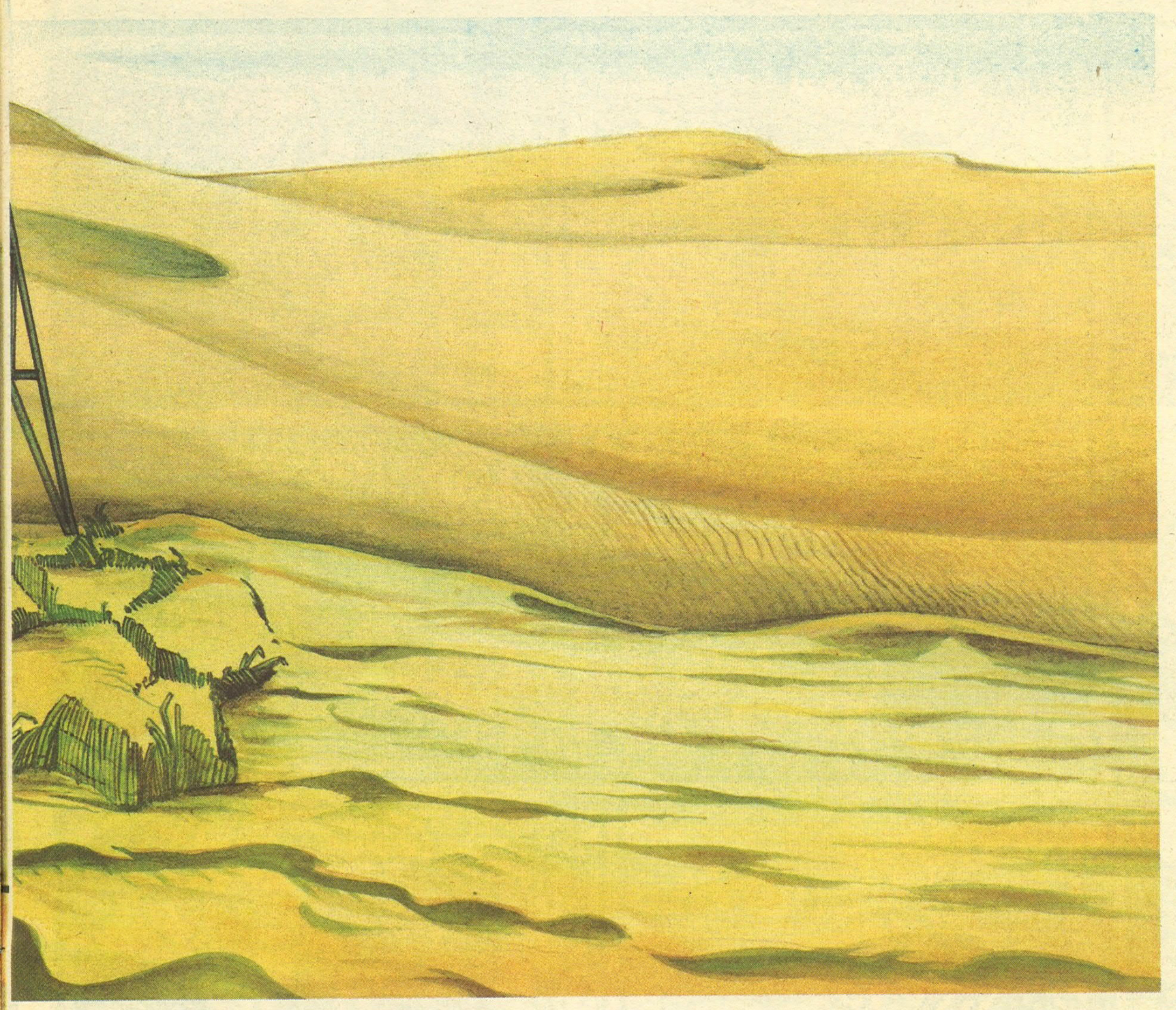
den Sand mit ihren Wurzeln, und die chemischen Mittel halten die Sandkörner zusammen, die auf der Oberfläche der Wanderdüne eine Kruste bilden. Von dieser Kruste prallen die Sandkörner, wie wir schon wissen, ab, so wie ein Ball von der Tischtennisplatte.
Und nach zwei bis drei Jahren ergrünt in der Wüste ein Wäldchen. Nicht hoch, nicht dicht, aber doch ein Wäldchen.

Dort, wo die Oase endet

In der Nähe von Aschchabad, in Anau, befindet sich die Süd-Karakumer-Station des Wüsten-Instituts. Hier sieht man genau die Grenze zwischen Oase und Wüste: Links ist ein grünes Melonenfeld – rechts ein Sandmeer – eine hellgelbe Fläche kleiner Wanderdünen.
Wissenschaftler bemühen sich, diese Grenze sogar um einige Kilometer in die Wüste hinein zu verschieben. Schenkt doch der zu neuem Leben erwachte Boden Tausende Tonnen Baumwolle, Zuckermelonen, Wassermelonen, Weintrauben, viele Hektar neuer kleiner Wälder und Obstgärten den Menschen.
Selbst kleine Stücke Erde der Wüste abzutrotzen, ist eine große Kunst und eine komplizierte Wissenschaft. Die Turkmenen beherrschen diese Kunst seit grauer Vorzeit. Nachdem sie einen Wassermelonenkern in den Sand gesteckt hatten, umgaben sie

OASE ENDET

Text: M. Kriwitsch
Ubersetzung aus dem Russischen:
Dagmar Regener
Zeichnung: Wolf U. Friedrich



ihn mit einem schützenden Sandwall, um Zieselmäuse, Igel, Schildkröten fernzuhalten. Sie schützten jeden Sproß.
Jedoch kann auf diese Weise der Wüste nicht viel Land abgewonnen werden. Die Wissenschaftler suchen neue Wege der Nutzbarmachung des Sandes. Hier in Anau studieren sie Pflanzensamen aus anderen Wüstengebieten der Erde – von der Sahara bis zur Gobi – sie sammeln auf kleinen Parzellen Erfahrungen, suchen für jede Pflanze die besten Bedingungen.
Niemals vorher wuchs in der Karakum guinesische Mohrenhirse, aber dann brachte man ihren Samen aus dem fernen Afrika mit, und die Mohrenhirse akklimatisierte sich; sie grünt zusammen mit dem Mais und der Luzerne am Rande der Oase. Hier, an der Grenze zur Wüste, sind die Hirsepflanzen doppelt so hoch wie ein Mensch. Mehr als 1 000 Zentner besten Viehfutters pro Hektar liefert diese für die Karakum neue Kulturpflanze.

Um Wasser zu holen – in den „Speicher"

Zu den wichtigsten Bauwerken der Sowjetunion gehört der Lenin-Kanal in der Karakum. Er durchquert die Wüste als neuer wasserreicher Fluß. So kommt Wasser zu Baustellen, auf Weideplätze, wohin man es bis jetzt mit Tankwagen bringen mußte. Dutzende neuer Oasen entstehen in der glühendheißen Karakum.
Trotzdem gibt es viele Orte, zu denen der Kanal nicht führt und wo die einzige Süßwasserquelle nach wie vor nur der in der Wüste seltene Regen sein wird. Aber auch an solchen Orten weiden Schafherden, leben Hirten.
Im Sand findet man bisweilen massive, längs und quer von Spalten durchschnittene Pfannen mit Tonboden – Takyre. In ihnen wächst nicht der kleinste Grashalm ... Aber es stellte sich heraus, daß gerade diese Pfannen gut geeignet sind, Regenwasser zu sammeln und aufzubewahren.
Von der harten Tonoberfläche fließt das Regenwasser in eine vorher ausgehobene Grube und sickert durch den Sand unter die Erde. Aber ... es verschwindet nicht! Nicht sehr tief unter dem Sand kommen ganze Seen von Salzwasser vor. Aber man kann es, ebenso wie Meereswasser, nicht trinken. Jedoch vermischt sich das salzlose Regenwasser nicht mit dem Salzwasser. Nach dem Regen sammelt sich auf der Oberfläche des unterirdischen Sees ein durch den Sand gesickerter kleiner See von salzlosem Wasser. Geologen nennen ihn eine Süßwasserlinse.
In einigen Jahren vergrößert sich diese Linse und trocknet auch in großen Dürrejahren nicht aus. Jetzt muß man Brunnen graben, dann kann man das Wasser in kleinen Mengen herausholen. Diese Methode, Wasser in der Wüste zu gewinnen, nennt man „gespeicherte Wasserversorgung". Die Stellen, wo unter der Erde Wasser aufbewahrt wird, kannten die Führer der Karawanen und kennen heute Kraftfahrer, Geologen, Hirten. Sie fahren zum Takyr, um den Durst zu löschen, sich zu waschen, sich einen Wasservorrat zu holen.
Ist es denn nicht möglich, Takyre zu bauen? Es ist möglich, wenn auch schwierig. Zuerst muß man unterirdische Salzseen ausfindig machen, dann eine Grube ausheben, die das Regenwasser gut filtert, und schließlich genau berechnen, wo man die Brunnen graben muß.
Die Wissenschaftler des Wüsten-Instituts untersuchen den Boden an vielen Stellen der Karakum, sie bohren, machen Hunderte und Tausende Analysen von unterirdischem Wasser, zeichnen Pläne und Grundrisse der unterirdischen Wasserstellen. Erst danach sagen sie den Ingenieuren und Bauarbeitern: Hier kann man einen Wasserspeicher bauen.

* * *

Man sagt, die Wüste gleiche dem Meer. Sie ist ihm ähnlich in ihrer grenzenlosen Schlichtheit und der Rauheit ihres Charakters. Wie auch das Meer, gibt die Wüste nur ungern ihre Reichtümer her. Das Ziel der Wisenschaftler ist es, die Schlüssel zu den Schätzen der Sandmeere zu finden.



II. Folge

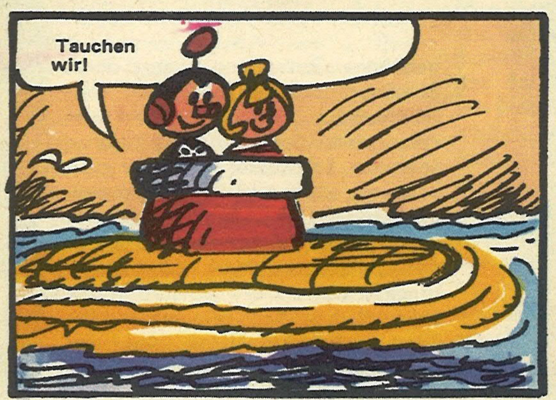
MEERESEXPEDITION

Text: Marcello Argilli
Zeichnungen: Venicio Berti

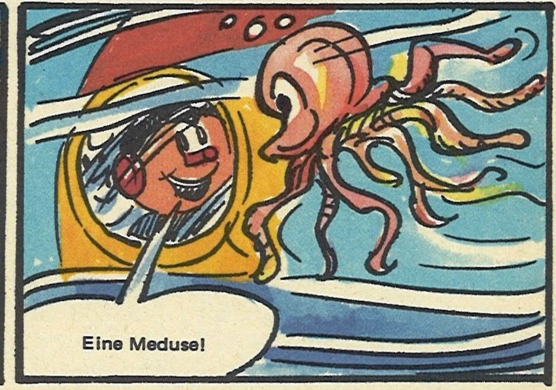


und Smeraldina starten mit einem für wissenschaftliche Forschungen aufs beste ausgerüsteten Atom-U-Boot.

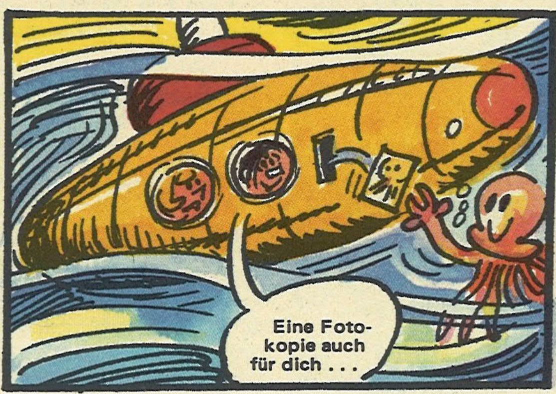








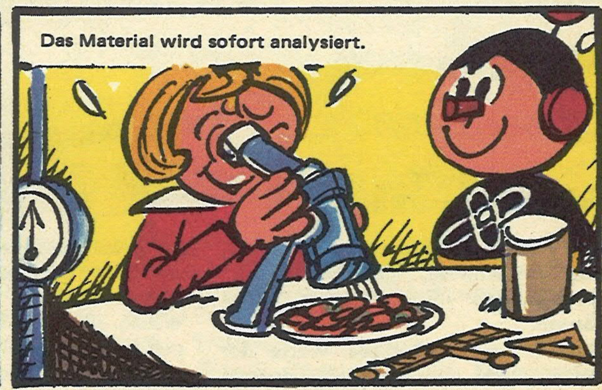


























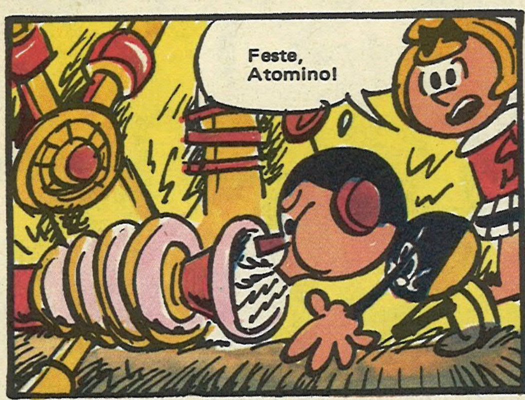






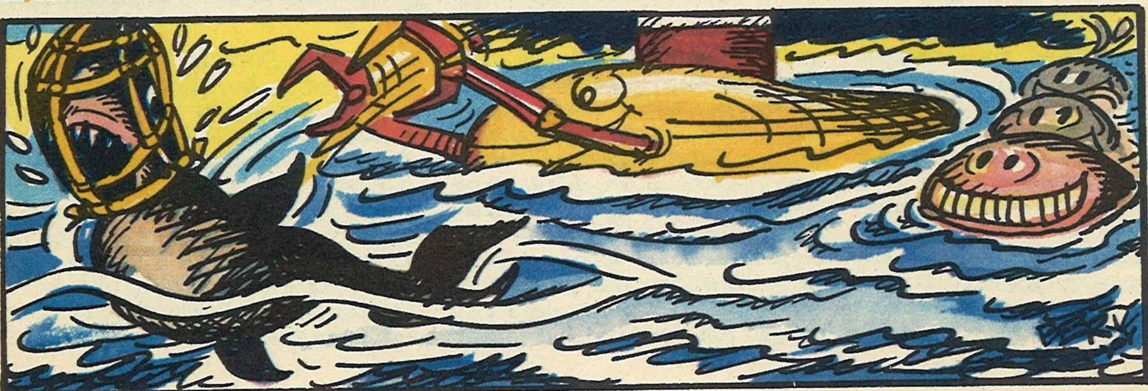














Fortsetzung folgt!



FATIMA

Willst du Fatima kennenlernen, ein hübsches 12jähriges Mädchen mit pechschwarzem Haar und großen dunklen Augen? Dann mußt du mitkommen – ans „Ende der Welt"!

Wir könnten unsere Reise auf dem Kamel antreten. Nicht von Berlin aus, nein, von Aden, der Hauptstadt der Volksdemokratischen Republik Jemen. Auf dem zweihöckrigen „Wüstenschiff" hätten wir dreißig Tage lang zu reiten. Mit einem Jeep würden wir es vielleicht in dreißig Stunden schaffen – doch der Hubschrauber braucht nicht mehr als drei mal sechzig Minuten für den Flug über vulkanisches Gebirge, über fruchtbare Täler und unendlich scheinende Sandwüsten bis nach „Hadramaut" im Osten des Landes, dorthin, wo früher „der Tod den Menschen auflauerte", wie der Name sagt.

Ach, so – wie du zunächst nach Aden kommst? Ganz einfach: mit dem Finger auf der Landkarte von Berlin nach Moskau, von dort nach Kairo und dann immer weiter in südlicher Richtung bis nach Aden ... Schon bist du mit „Frösi" auf der Südspitze der arabischen Halbinsel. Dieses Hadramaut, so erzählten uns die einen, gehörte früher zu den geheimnisumwitterten und gefährlichen Flecken unserer Erde. Räuberische Beduinenstämme und wilde Tiere, Hunger, Durst und tödliches Fieber haben einst die Gegend beherrscht. Nur wenige Händler und Forscher sind lebend aus Hadramaut zurückgekehrt. Andere berichteten davon, daß in Hadramaut die herrlichsten Moscheen und prächtigsten Sultanspaläste ganz Arabiens stehen. Kurz: „Frösi" war neugierig genug, die Reise mit dem Hubschrauber dorthin anzutreten.

ABC-Schützen im Sultanpalast

Die Wüstenstadt Tarim gilt im jemenitischen Volksmund als „Stadt der Paläste und Moscheen". Dreihundertfünfundsechzig dieser muselmanischen Gotteshäuser mit ihren hohen Türmen, den Minaretts, sollen in der Stadt stehen. Die Anzahl der Paläste ist nie ermittelt worden. Sultane, Emire und Scheichs aus der ganzen Hadramaut-Gegend hatten sich ihre Prunksitze in Tarim errichten lassen, und sie führten hier auf Kosten des unterdrückten Volkes ein Leben in Saus und Braus. Das ging so lange gut, bis die britischen Kolonialisten, die mit den Mächtigen des Landes einen Pakt eingegangen waren, aus Angst vor der Volksrevolution aus dem Lande flohen und kurz danach auch ihre einheimischen Komplizen das Weite suchten.

Auf dem Spaziergang durch Tarim begleitet uns Feisal, ein ehemaliger DDR-Student. Er spricht gut deutsch und hilft „Frösi", die arabische Sprache zu verstehen. Der Weg führt uns zu einem der ehemaligen Sultanspaläste. Wir bestaunen gerade seine prächtige Fassade, als eine Kinderschar aus dem Portal herausgestürmt kommt. Fast wären wir mit Fatima, unserer späteren kleinen Freundin, zusammengestoßen. Verlegen schaut sie uns an und will gerade etwas stammeln, da tritt eine junge Frau aus der Tür. „Die Kinder sind heute besonders wild", sagt sie entschuldigend, „ab heute haben sie nämlich ein paar Tage Ferien."

Es ist Fatimas Mutter.

Der ehemalige Sultanspalast ist heute eine Schule, erfahren wir, und Fatimas Mutter – sie heißt Madjita – arbeitet hier als Lehrerin. Sie weiß Interessantes zu berichten:

Vor dem Sieg der jemenitischen Revolution konnten 90 Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben. Im Jahre 1967 waren es nur 20 Prozent der Kinder im schulpflichtigen Alter, die eine vier- oder sechsklassige Schule besuchten. Seitdem wurden im ganzen Land achtklassige Einheitsschulen und Erweiterte Oberschulen eingeführt. Inzwischen besuchen mehr als 90 Prozent aller Kinder die Schule.



Die Mädchen und Jungen kommen oft von weit her. Ihre Eltern leben teilweise als Beduinen in der Wüste, weitab von größeren städtischen Siedlungen. Deshalb schicken sie ihre Kinder in Internatsschulen. Während der großen Sommerferien kehren sie dann zu ihren Angehörigen zurück und geben ihnen auch von jenem Wissen ab, das sie an der Beduinenschule erworben haben.

„Noch vor fünfzehn Jahren lebten die Beduinen mit ihren Kindern unwissend in den Tag hinein, und sie konnten nur davon träumen, einmal eine Schule zu besuchen und Wissen

zu erwerben", sagt Mutter Madjita und fährt fort: „Schlimmer noch: Die Jungen mußten vom frühen Kindesalter an für einheimische und ausländische Herrscher schuften. Die Mädchen aber traf das Los, sich zu verschleiern und in den Harem zum Beispiel eines Emirs aufgenommen zu werden."

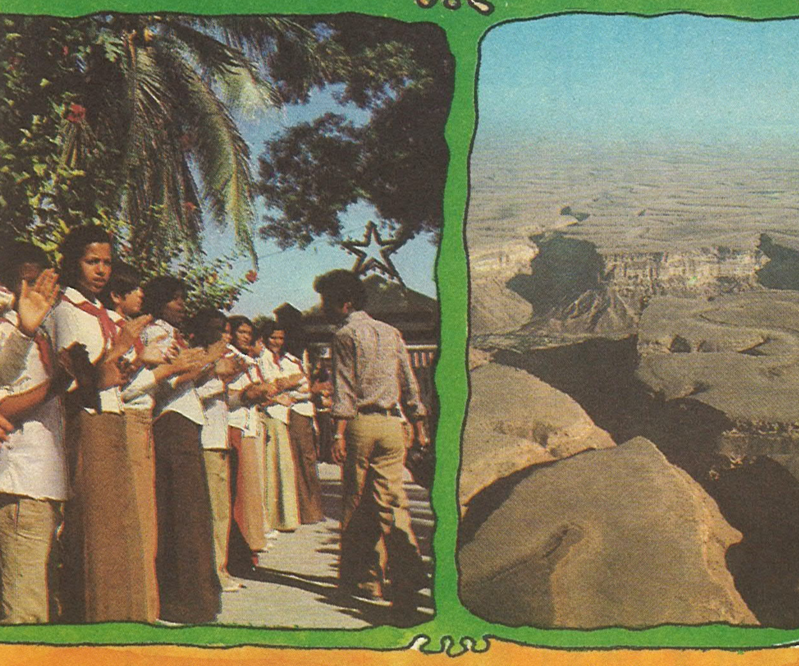
Fatimas Augen glänzen. Sie zupft ihre Mutter am Ärmel, und ihr bitternder Blick bedeutet: Erzähle weiter, Mutter, die Geschichte von dir und Vater ...



Die Geschichte vom verschleierten Hassan

Oft schon hat Mutter Madjita ihrer Tochter Fatima folgende Geschichte erzählt – und sie klingt für uns noch heute wie ein Märchen aus „Tausendundeiner Nacht": „Ich war ein junges Mädchen von 15 Jahren, als mich ein reicher Emir kaufte. Es war damals so üblich, daß die jemenitischen Männer so viele Mädchen haben durften, wie sie bezahlen konnten. Und da die Scheichs, Emire und Sultane sehr reiche Leute waren, leisteten sie sich ganze Harems ..."

Der Emir, so erfahre ich weiter, war schon ein alter Mann. Er hatte vier Frauen und vielleicht zwanzig Haremsmädchen. Die bewohnten be-



sondere Frauengemächer und mußten immer verschleiert gehen, wenn sie das Haus verließen. Der Emirpalast und das Frauenhaus waren von einem herrlichen Park umgeben. In ihm gingen die Mädchen täglich spazieren – in weißen Umhängen, die auch das Gesicht bedeckten und nur die Augen freigaben.

Eines Tages wollte Madjita allein im Park Blumen pflücken, als eine ebenfalls verschleierte Gestalt auf sie zukam. Aber wie erschrak sie, als sie von einer Männerstimme angesprochen wurde! „Madjita", flüsterte es, „ich bin Hassan, der Gärtner des Emirs, und ich habe dich sehr gern."

Als das junge Mädchen den Schreck überwunden hatte, fragte es zurück: „Woher weißt du, wer ich bin?" Darauf der verschleierte junge Mann: „Vor vielen Wochen habe ich mich heimlich mal in euer Haus geschlichen und habe dich beobachtet, wie du mit anderen Mädchen Tee bereitetest. Seitdem sehe ich dich oft im Garten, denn ich erkenne dich trotz des Schleiers und des Mundtuches an deiner schönen Figur, an deinem aufrechten Gang, an deiner Art, die Füße zu setzen. Unter tausend verschleierten Mädchen würde ich dich immer wieder herausfinden ..."

Madjitas Puls schlug stärker, und unter dem Schleier war ihr gewiß die Schamröte ins Gesicht gestiegen, denn auch sie hatte diesem Gärtner schon manchen verstohlenen Blick zugeworfen.

Beide verrieten niemandem auch nur ein Sterbenswörtchen von ihrer Begegnung, und heimlich trafen sie sich von diesem Tage an im Park immer und immer wieder.

Bald machte Hassan sie mit seinem Plan bekannt: „Ich will aus des Emirs Diensten ausscheiden und in den Süden des Landes fliehen. Dort soll es keine Emire mehr geben. Komm mit mir, dann könnten wir beide zusammen glücklich sein."

Es kostete Madjita lange Wochen der Überlegung, ehe sie sich entschloß, mit Hassan zu fliehen.

Erst lebten sie auf dem Lande in der Nähe der Hauptstadt Aden, wo auch Fatima geboren wurde. Doch nachdem Madjita und Hassan die Möglichkeit erhielten, eine Schule zu besuchen und Madjita später sogar eine Ausbildung als Lehrerin abschließen konnte, wurden sie vom Volksbildungsministerium nach Hadramaut geschickt. „Alphabetisierung" hieß die Parole. Seitdem arbeitet Madjita als Lehrerin in diesem ehemaligen Sultanspalast von Tarim, und Hassan ist ein tüchtiger Agronom auf einer ganz in der Nähe gelegenen Staatsfarm.

„Gewiß wird meine Tochter Fatima ihren Kindern einst diese meine Lebensgeschichte erzählen", schließt Madjita ihren Bericht. „Das soll sie auch, doch ihre Kinder werden ihr nicht glauben, daß diese Zeit, da auch in unserem Lande Sultane, Emire und Scheichs die Mädchen kaufen konnten, noch gar nicht so lange her ist."

Barfuß im muselmanischen Gotteshaus

Nach einem herzlichen Abschied von Madjita und Fatima besuche ich mit Feisal die Al-Akhdar-Moschee, und wir steigen auch hinauf bis in die Spitze des Minaretts.

Von hier oben habe ich einen herrlichen Blick über Tarim, diese faszinierende Stadt der Paläste und Moscheen von Hadramaut. Und wieder muß ich daran denken, daß dieses paradiesische Fleckchen Erde einst als „Ende der Welt" galt und daß hier angeblich der Tod dem Menschen auflauerte. Als Sultane, Emire und Scheichs verjagt worden waren, begann hier ein neuer Anfang. Die Menschen haben ihr Land liebenswert und gastfreundlicher gemacht, und sie haben die Sultanspaläste in Schulen, Klubhäuser und Erholungsheime verwandelt.

Text und Fotos Walter Michel

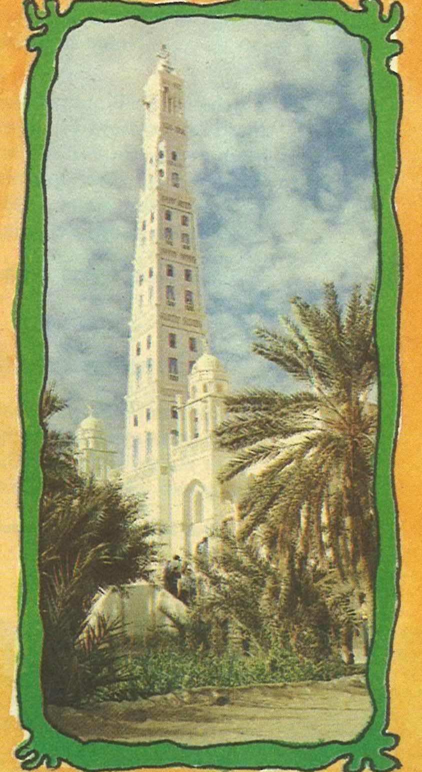


Foto: Reiner Ponier



„Tag der Befreiung", Norbert Burghardt, POS 4735 Roßleben

Woran ich Freude habe

aus dem Literaturwettbewerb
der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

Warum ich gerne Russisch lerne

In die Schule geh' ich gerne,
weil ich da auch Russisch lerne.
Wenn ich einmal größer bin,
reise ich bestimmt dort hin –
in das große Sowjetland,
mit dem mich verbindet ein enges Band.

Ihr wollt nun wissen, was ich meine?
Ich will euch verraten nur das eine:
Ich habe nämlich in Leningrad
meinen lieben Onkel Mark.
Er sagt zu mir: Du bist mein Gast,
wenn du gute Noten in Russisch hast.

Nun gehe ich fleißig ans Lernen heran,
damit ich ihn bald besuchen kann.
Mein großer Bruder hilft mir sehr,
so fällt mir das Lernen gar nicht schwer.
Ich werd' euch von meiner Reise berichten
und euch ein neues Verslein dichten.

Antje Hänsch, 2. POS 2500 Rostock

Gemalte Freude

Freude kann man nicht bezahlen.
Freude kann man auch nicht malen,
aber malen kann man Sachen,
die gewiß dann Freude machen.

Romy Hofmann, 8219 Possendorf

OTTO & WILHELM
VON J. GÜNTHER

EIN PAKET, FÜR HERRN OTTO!!
OTTO
WOHIN DAMIT, OTTO?
SPORTFREUND OTTO
AM BESTEN IN MEIN ZIMMER!
ICH BIN NEUGIERIG, WAS DRIN IST!
SPORTFREUND OTTO
AU BACKE, DAS HÄTTE ICH NICHT GEDACHT!
HAU-RUCK!
NA, DA WERDEN WIR ABER NOCH FLEISSIG TRAINIEREN MÜSSEN!!!

...daktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Sil-..., der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in ...ld und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. ...fried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Gestalter: Vera Kruse. Redak-...re: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, ... Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, ...l.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, ... Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, ... Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, ... G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

vorsorgen – versichern

Wie oft geschieht ein Unglück, durch das gesellschaftliches oder persönliches Eigentum, mit Mühe und Fleiß erarbeitet und geschaffen, beschädigt oder gar zerstört wird. Naturereignisse wie Sturm, Sturmfluten und Überschwemmungen, Wolkenbruch und Blitzschlag haben schon so manches Mal großen Schaden angerichtet und viele Menschen in Not gebracht. Noch jedes Jahr vernichtet Hagelschlag mancherorts in Minuten, was fleißige Gärtner und Genossenschaftsbauern unter Mühe in monatelanger Arbeit an Obst-, Gemüse- und landwirtschaftlichen Kulturen aufgezogen haben.
Aber auch die Unachtsamkeit von Menschen ist noch allzu häufig der Grund für Schäden, durch die sie selbst und andere betroffen werden. Zum Beispiel ist die meistverbreitete Ursache von Unglücksfällen im Straßenverkehr das Verhalten, und zwar das unvorschriftsmäßige Verhalten, der Verkehrsteilnehmer. Ergebnis: Opfer an Gesundheit, ja sogar viele Menschenleben sind zu beklagen, nicht gerechnet die Sachwerte, die dabei verlorengingen und für deren Ersatz die ganze Gesellschaft zusätzliche Arbeitsleistungen erbringen muß. Wenn es irgendwo brennt, ist selten ein Naturereignis dafür verantwortlich zu machen. Vielmehr ist es das fahrlässige Verhalten von Menschen, das sich in den meisten Fällen als Ursache der Brände herausstellt. Noch zu oft haben Kinder mit einer – ach, so harmlos scheinenden – Gokelei einen Brand herbeigeführt, der sich dann ausweitete und große Werte vernichtete. Menschen sind es schließlich auch, und zwar sehr schlechte, die sich durch Diebstahl auf Kosten anderer bereichern und so zu Schadenstiftern werden.

Alle solche Fälle sind im Prinzip nicht vorhersehbar. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß ein Teil der Menschen aus diesem oder jenem Anlaß einmal von einem Schaden betroffen werden wird und nur ungewiß ist, wen das Schadenereignis trifft und wann es eintreten wird. Hier kann die Versicherung helfen. Die sich ihr angeschlossen haben, zahlen regelmäßig einen Geldbetrag als Beitrag. Auf solche Weise, durch das Zusammentragen vieler kleiner Beiträge, entsteht eine große Summe Geldes. Daraus können Ersatzleistungen für all jene Mitglieder der Versichertengemeinschaft finanziert werden, die einen versicherten Schaden anmelden.
Auch auf dem Gebiet der Personenversicherung gilt als Versicherungsfall der Eintritt eines Ereignisses, das einen Geldbedarf zur Folge hat. Welche Ereignisse hierunter zu verstehen sind, wird bei Abschluß des Versicherungsvertrags zwischen dem Versicherten und der Versicherungseinrichtung vereinbart. Nehmen wir den günstigsten Fall: den Ablauf einer Lebensversicherung.
„Versicherungsfall" ist hier das Erleben des Ablauftermins, zu dem, wie vertraglich vereinbart, die Versicherungssumme ausgezahlt wird. Als versichertes Ereignis in der Lebensversicherung gilt aber auch, beispielsweise, die Heirat eines mitversicherten Kindes. Wie fein, wenn dann aus der Lebensversicherung eine größere Geldsumme zur Verfügung steht, die zur Hochzeit bestimmt immer ein willkommener Zuschuß ist! Vorausgesetzt natürlich, die Eltern von Braut oder Bräutigam (oder besser von allen beiden) oder ein anderer Erwachsener haben rechtzeitig daran gedacht, eine solche Versicherung abzuschließen, und fleißig Beiträge dafür gezahlt.
Ein Unfall, eine längere Krankheit oder ein Todesfall lösen gewöhnlich ebenfalls einen mehr oder weniger großen zusätzlichen Geldbedarf aus. Ist zum Beispiel ein Lebensversicherter gestorben, erhalten seine Angehörigen die für den Todesfall vereinbarte Versicherungssumme ausgezahlt.
Schauen wir uns eine Versicherungsform, bei der es um den Versicherungsschutz für das persönliche Eigentum geht, einmal näher an. Wir meinen die Haushaltversicherung.
Die Haushaltversicherung bezieht sich, wie schon ihr Name sagt, auf alle Gegenstände, die zum Haushalt der versicherten Personen, gewöhnlich also einer Familie, gehören. Kraftfahrzeuge, auch Motorräder, Mopeds und Mofas und Motor- und Segelboote zählen nicht dazu. Für sie wird Versicherungsschutz durch die KASKO-Versicherung geboten.
Durch die Haushaltversicherung sind die darin eingeschlossenen Sachen gegen vielerlei Gefahren versichert: gegen Schäden durch Brand, Explosion, Luftfahrzeuge, Leitungswasser, Einbruchdiebstahl und Raub; Elementarereignisse wie Blitzschlag, Erdrutsch, Hagel, Hochwasser, Sturm und Überschwemmung. Wie ihr seht, ist der Versicherungsschutz sehr umfassend. Er geht sogar noch weiter und umfaßt beispielsweise die Haftpflichtversicherung, den Diebstahl von Fahrrädern und die Versicherung des Reisegepäcks. Fahrräder sind aber nur dann gegen Diebstahl versichert, wenn sie ausreichend durch Schloß oder in einem abgeschlossenen Raum gegen Wegnahme gesichert wurden, um es Langfingern nicht leicht zu machen, ihrem schmutzigen Handwerk nachzugehen. In diesem Zusammenhang empfehlen wir euch, sofern ihr es noch besitzt, einmal im Heft 3/81, 3. Umschlagseite, von „Frösi", nachzulesen, was dort zur Versicherung von Fahrrädern ausgeführt wurde.
Noch ein Wort zum Reisegepäck. Es ist in die Haushaltversicherung eingeschlossen, wenn die Reise wenigstens vier Tage dauert. Der Versicherungsschutz umfaßt auch solche Gefahren, denen Reisegepäck typischerweise ausgesetzt ist, also Transportmittelunfall und Diebstahl. Für das Zelten ist allerdings der Abschluß einer Campingversicherung erforderlich. Wer mit seinem Reisegepäck auf einer Wochenendtour von weniger als vier Tagen Dauer versichert sein möchte, müßte dafür eine besondere Reisegepäckversicherung abschließen.
Während es nicht schwerfallen dürfte, die Versicherungssumme für eine Camping- oder eine Reisegepäckversicherung festzulegen, weil der Wert der mitzunehmenden Sachen leicht zu überblicken ist, scheint die Wertermittelung für de ganzen Haushalt noch ein Problem zu sein. Die Erfahrung machen wir jedenfal immer wieder bei der Regelung von Schäden an Gegenständen des Haushalt: Die Versicherten unterschätzen noch zu oft den wirklichen Wert ihrer Sachen un sind erstaunt, wenn sich bei Gelegenheit eines Schadenfalles herausstellt, da sie unterversichert sind, weil die Versicherungssumme niedriger ist als der Wer des Haushalts. Bei einem Schadenfall kann jeder Gegenstand von uns dann nu zum Teil ersetzt werden, nämlich im Verhältnis der Versicherungssumme zum tat sächlichen Wert des Haushalts. Die Staatliche Versicherung empfiehlt deshalb allen Bürgern, von Zeit zu Zeit die Versicherungssumme zu überprüfen und, wenn notwendig, zu erhöhen; denn durch Neuanschaffungen wächst so ein Haushalt mit der Zeit. Bei der Überprüfung der Versicherungssumme sollte auch an den Inhalt von Boden, Keller und Garage (ohne Kraftfahrzeuge) gedacht werden.
Vielleicht sprecht ihr einmal mit euren Eltern darüber und helft ihnen, an alles zu denken. Schließlich kann die Versicherung nur dann eine wirksame Hilfe im Schadenfall sein, wenn sie in der richtigen Höhe abgeschlossen wurde. Dafür zu sorgen und auf dem laufenden zu bleiben aber liegt in der Hand der Versicherten selbst. Wie ihr sicher erkannt habt, lebt es sich besser mit dem Bewußtsein, rechtzeitig vorgesorgt zu haben. Eine Vorsorge durch Versicherung gehört dazu. Eure Eltern werden euch das sicher bestätigen. Fragt sie einmal danach, welche Versicherungen sie abgeschlossen haben.

Eure Staatliche Versicherung der DDR

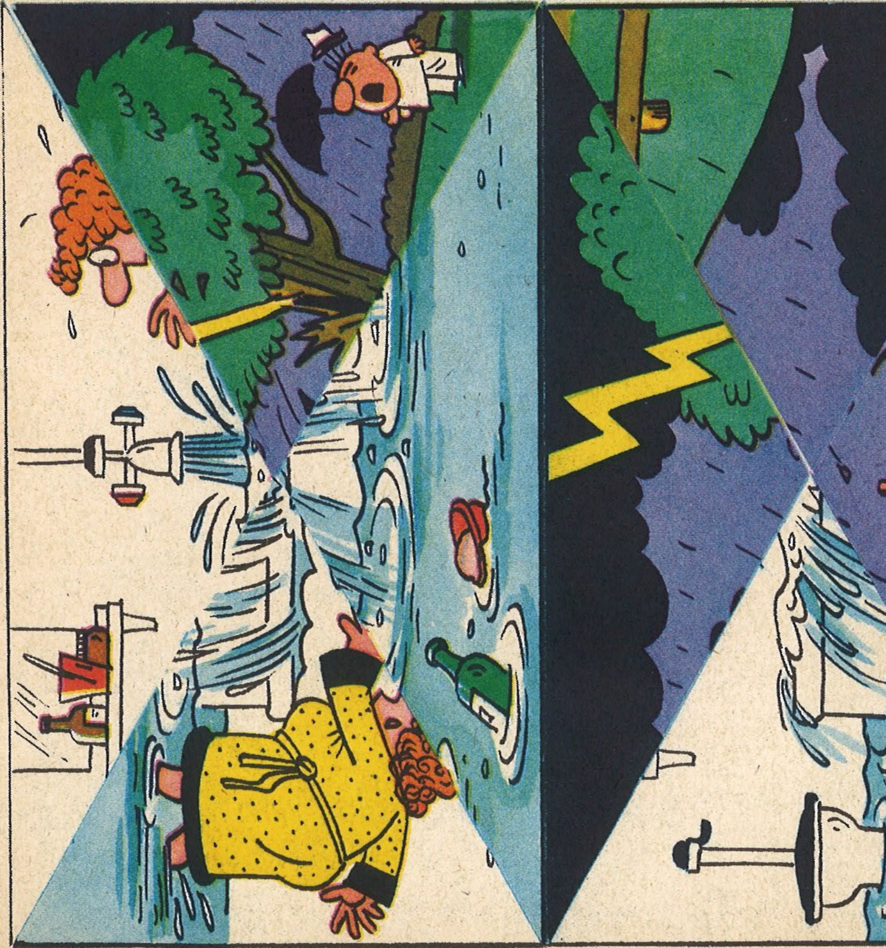
Text: Heinz Schiwek

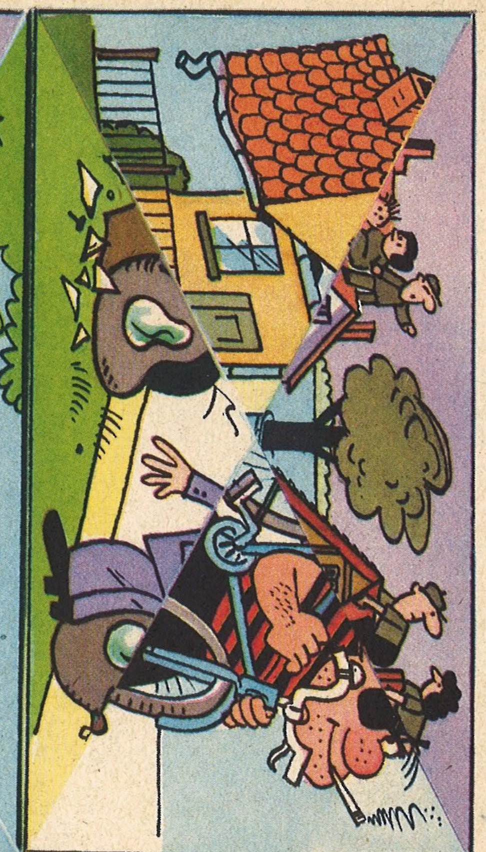
Einsendeschluß:
15. November 1981

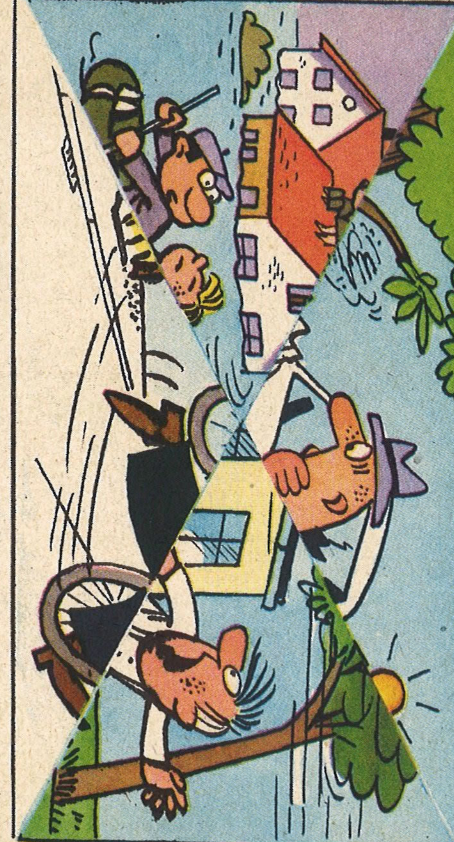
An
Redaktion FRÖSI
1056 BERLIN
PSF 37
Kennwort: 3 aus 12

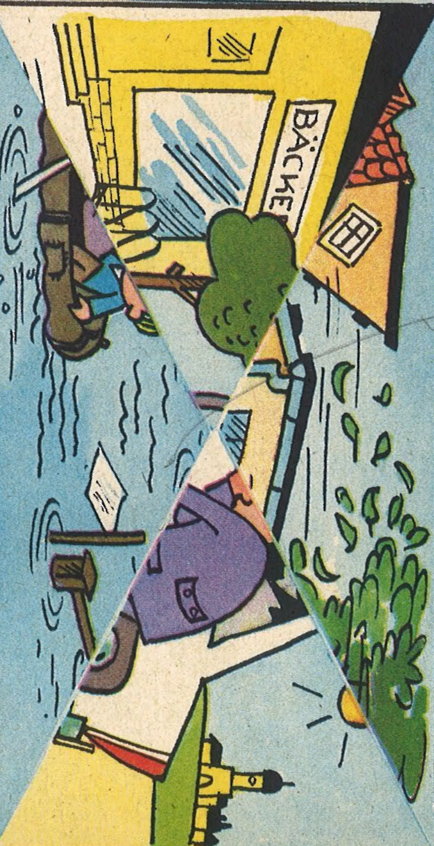
Das ist meine Antwort:
1. ....
2. ....
3. ....
Mini-Puzzle

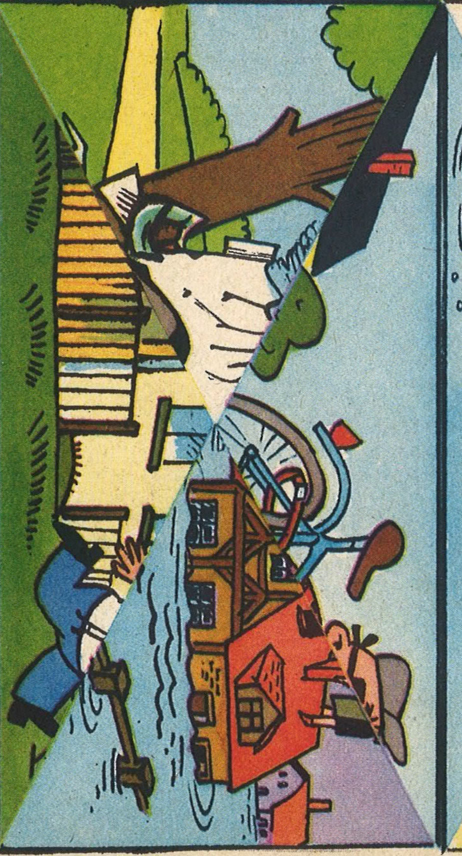












Zeichnungen: Horst Alisch



Renato Guttuso (geb. 1912), Italien, „Totenmahl", 1973, Öl auf Leinwand